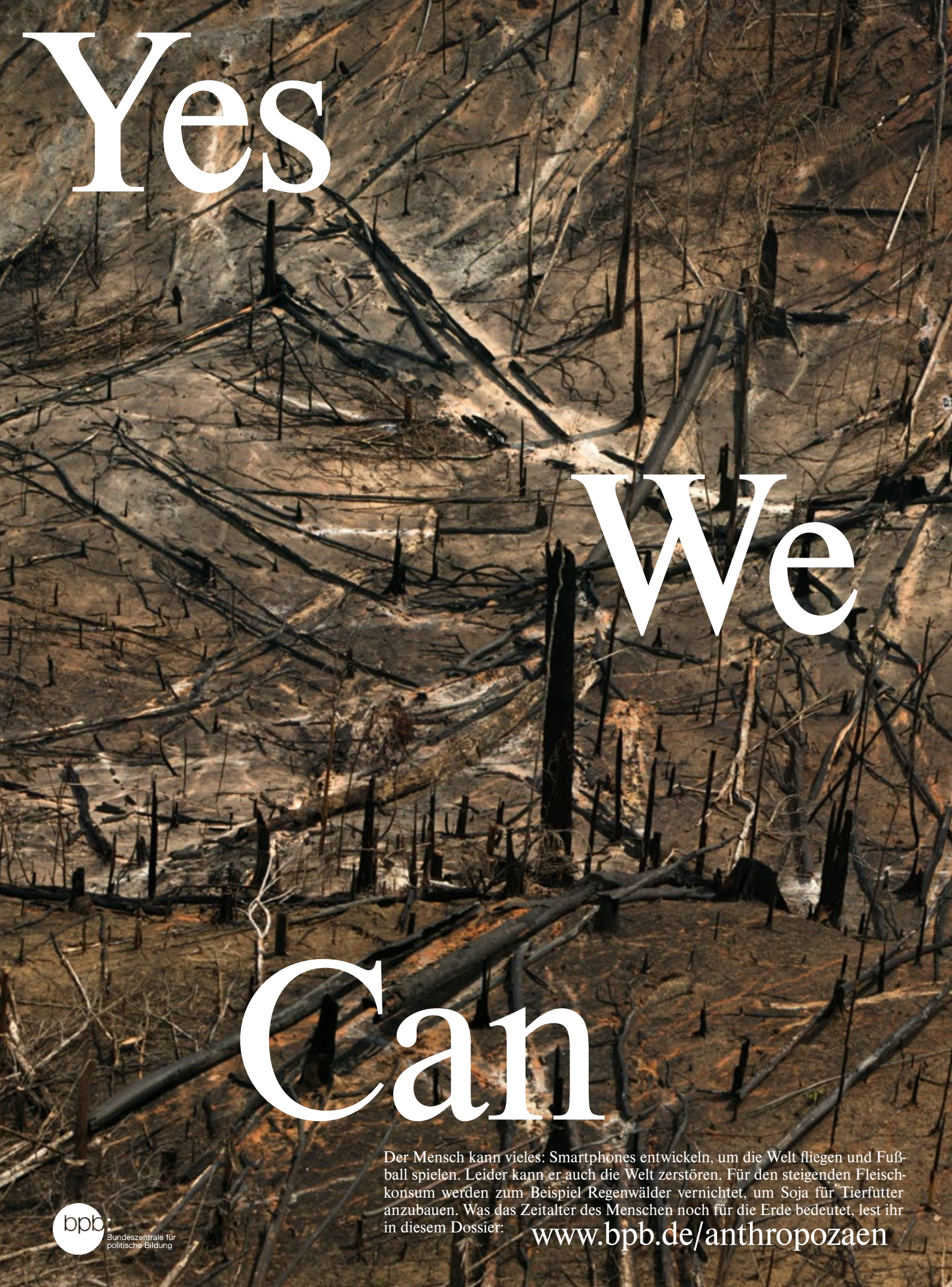




flutter.

Sommer 2018 / Nr. 67

Land



Yes

we

Can

Der Mensch kann vieles: Smartphones entwickeln, um die Welt fliegen und Fußball spielen. Leider kann er auch die Welt zerstören. Für den steigenden Fleischkonsum werden zum Beispiel Regenwälder vernichtet, um Soja für Tierfutter anzubauen. Was das Zeitalter des Menschen noch für die Erde bedeutet, lest ihr in diesem Dossier:

www.bpb.de/anthropozan

Editorial



Mögen ja manche albern oder spießig finden, für viele ist das Vereinsleben auf dem Land wichtig. Egal ob man im Spielmannszug mitmacht, bei der Freiwilligen Feuerwehr oder in Sportvereinen

→ Früher galt auch in Deutschland: Land ist, wo Landwirtschaft ist. Die Dörfer und Regionen waren um die Eigentumsverhältnisse, die Notwendigkeiten und Rhythmen der arbeitsintensiven Landwirtschaft herum organisiert. Seit der Industrialisierung hat sich die ganze gesellschaftliche Struktur des ländlichen Raums radikal verändert. Ein Umbruch, der immer noch anhält.

Die Landwirtschaft selbst ist inzwischen ein integraler Teil des globalisierten Kapitalismus. Auch hier zeigt sich dessen Janusköpfigkeit – enorme Dynamik, Produktivitätsschübe und gleichzeitig Folgekosten, die an die Substanz und bei der Landwirtschaft eben auch an die natürlichen Lebensgrundlagen gehen. Die Marktpreise für konventionell hergestellte Erzeugnisse sind niedrig, auch weil die ökologischen und Klimakosten nicht enthalten sind. Die massenhafte Nachfrage kommt aus den Städten und von einer Lebensweise, die sich den verschwenderischen und zerstörerischen Umgang mit Ressourcen leistet. Die allerdings immer mehr infrage gestellt wird. Längst ist der Bioanbau aus der Nische herausgekommen. Die großen Zukunftsthemen wie Nachhaltigkeit, Artenvielfalt, Tierethik, Klimaschutz sind ohne die Neubestimmung der Landwirtschaft nicht lösbar. Auch auf dem Land werden diese Debatten geführt, oft bis in die Familien hinein.

Wer aufs Land geht und sich umschaute, kann viel entdecken, die Unterschiede sind enorm. Neben prosperierenden Dörfern und Kleinstädten, in denen Traditionen lebendig sind und die Wirtschaft brummt, gibt es Gegenden, die die Umbrü-

che der Zeit viel härter getroffen haben. Abwanderung, Höfesterben, Alterung, Verfall der Infrastrukturen sind hier die Schlagwörter zur Lage des Dorfes. Die Politik von Bund und Ländern hat dazu über die Jahrzehnte beigetragen und die kommunalpolitische Verödung vieler Orte zugelassen – ein Raubbau an bürgerschaftlicher Verantwortung, der nur mühsam korrigiert werden kann.

Und trotzdem: Das Land lebt. Es gibt Beispiele, wie selbst bei widriger Ausgangslage Dörfer und Regionen sich neu bestimmen können. Es liegt oft an der Initiative Einzelner, die die Gemeinschaft mitreißen, oder wie im Wendland auch an hartnäckigen Bürgerbewegungen, die streitbar bleiben, aber eben auch neue Chancen erobern.

Das Leben in den Dörfern ist etwas anders als in den Großstädten. Es ist näher an der Natur, folgt anderen Zeitläufen, Nachbarschaft und persönliche Begegnungen sind Alltag. Vom Land lässt sich einiges lernen, eine Neubestimmung auf das Gemeinsame, Kommunale zum Beispiel. Die soziale Kontrolle und die Ausgrenzung können hier aber auch härter, unmittelbarer sein. Was nah ist, kann eng werden. Gehen oder bleiben ist deshalb immer wieder eine Frage, gerade für die Jugend.

Inmitten unserer gewohnten Routinen nehmen grundlegende Umbrüche an Fahrt auf: Digitalisierung, neue Biotechnologien und der Klimawandel fordern Entscheidungen von enormer Tragweite. Kann es dabei eine Wiederentdeckung, gar eine Renaissance des Landes geben?

Thorsten Schilling

Inhalt

5

Hin und weg

Manche sind vom Landleben begeistert, andere wollen einfach nur weg. Ein Gespräch über den Wandel auf dem Dorf

9

Land, angedickt mit Induschtrie

Unser Reporter zieht über die Dörfer; Teil 1: Reute, Baden-Württemberg

10

Ja, es lebt

Gerade in Ostdeutschland gibt es viele verlassene Dörfer. Bollewick hat sich erfolgreich gegen dieses Schicksal gewehrt

13

„Man kann viel erreichen, wenn man sich engagiert“

Eine junge Bürgermeisterin spricht über Politik auf dem Land

14

Früchte des Zorns

Früher wurde im Wendland gegen Atomkraft protestiert. Dieser Widerstandsgeist hat bis heute den Bürgersinn gestärkt

18

Als ich krass war

Rebel without a cause: meine schöne Jugend als Dorfpunk

20

„Bevor i in die Stod geh, schiaß i mia ins Knia“

Unser Reporter zieht über die Dörfer; Teil 2: Gaindorf, Niederbayern

22

Quiek and dirty

Besuch bei einem Bauern, der seine Schweine artgerecht hält

26

Das ist dein Boden

Jetzt seid ihr mal dran. Unser Schaubild steht euch zum Bewirtschaften zur Verfügung

28

Alles Feld der Welt

Verseuchte Böden, Massentierhaltung und Genmanipulation. Das Land ist auch ein Ort großer Debatten

30

Die EU steckt unheimlich viel

Geld in den Agrarsektor. Warum eigentlich?

32

Jetzt gibt's Beef

Es geht nicht nur um Bio oder nicht Bio, sagt ein Ernährungsexperte im Gespräch mit uns

34

„Die Bäcker gehen, die Türken kommen“

Unser Reporter zieht über die Dörfer; Teil 3: Trogen, Franken

36

In aller Stille stirbt eine Welt
Stich mitten ins Herz:

Insekten werden weniger

38

Wo ostfriesische

Palmen wachsen

Über Patente auf Saatgut und altes Gemüse

41

System change,

not climate change

Unser Reporter zieht über die Dörfer; Teil 4: Nemsdorf-Göhrendorf, Sachsen-Anhalt

42

Farm & reich

In Südafrika soll das Land neu verteilt werden

44

Nur nicht nirgendwo

Die Integration von Flüchtlingen auf dem Land kann gut klappen

46

Ackern am rechten Rand

Völkische Siedler säen auf dem Land eine nationalistische Ideologie

49

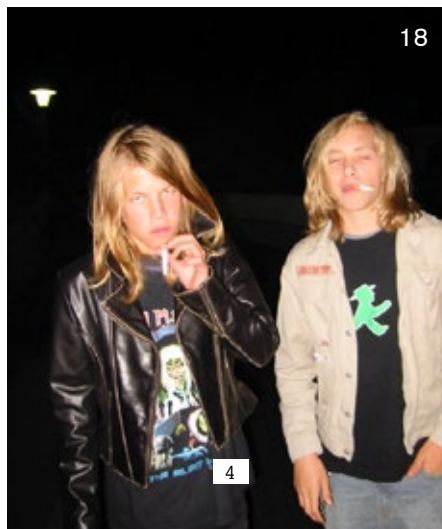
„Nischt zu tun und leicht einen sitzen“

Unser Reporter zieht über die Dörfer; Teil 5: Gadebusch, Mecklenburg-Vorpommern

50

Impressum & Vorschau

Wir liefern dir den fluter kostenlos in jedes Kaff:
www.fluter.de/abo



4



fluter Nr. 67, Thema: Land

Hin und weg

A close-up photograph of the rear of a bright pink car. The car's body is a vibrant, solid pink. On the right side, a black taillight assembly is visible, containing three circular lenses: two red for brake lights and one clear for the reverse light. Below the taillight, a black wheel with a multi-spoke alloy rim is partially visible. The car is parked on a grey paved surface. The title 'Hin und weg' is overlaid in large white serif font on the left side of the image.

Gute Karre: Der öffentliche Nahverkehr ist in vielen ländlichen Gegenden ein Problem. Ohne Auto kommt man meist nicht weg, weswegen 50 Prozent eines Jahrgangs schon mit 17 den Führerschein machen, damit sie mit 18 sofort losfahren können

Was ist eigentlich los auf dem Land? Auf der einen Seite gibt es verlassene Dörfer, die vor sich hin gammeln, andernorts blüht das Landleben – auch, weil viele Menschen von der städtischen Hektik genervt sind. Ist die neu entdeckte Liebe zur Natur nur ein Medienhype, und was soll man als Jugendlicher in der Provinz anfangen? Der Humangeograf Gerhard Henkel* hat interessante Antworten auf solche Fragen

Interview: Oliver Gehrs

Viele lieben den Spagat zwischen Stadt und Land: unter der Woche in der Stadt arbeiten und am Wochenende raus in die Natur

fluter: Gerade jüngere Menschen zieht es nach der Schule in die Städte. Sterben die Dörfer aus?

Gerhard Henkel: Es gibt unterschiedliche Entwicklungen, je nach Bundesland. Aber insgesamt sinkt die Einwohnerzahl auf dem Land, im Osten aber mehr als im Westen. Junge Leute hat es ja schon immer in die Stadt gezogen. Dass heute noch mehr als früher das Dorf verlassen, hat auch damit zu tun, dass viel mehr Jugendliche Abitur machen und dann zum Studium in die Städte ziehen.

Aber es fällt doch auch schwer, auf dem Land Arbeit zu finden. Das Handwerk ist vielerorts verschwunden, viele Bauernhöfe sind aufgegeben worden. Wenn der eine Bauer mit seinen Drohnen 500 Hektar bewirtschaftet, gibt es für die anderen nicht mehr viel zu tun.

Der Wandel von der Agrar- zur Industrie- und schließlich zur Dienstleistungsgesellschaft hat die Dörfer tiefgreifend verändert. Allein in der Landwirtschaft ging die Zahl der Betriebe von 1950 bis heute von ca. 2,4 Millionen auf etwa 270.000 zurück, die der Erwerbspersonen von 7,1 Millionen auf knapp eine Million. Ähnlich stark verlief die Schrumpfung in der Forstwirtschaft und im Landhandwerk. Und dennoch haben wir einen großen Teil der Wertschöpfung immer noch auf dem Land. Das ist ja nicht das Armenhaus der Republik, sondern oft die Heimat der sogenannten Hidden Champions, also mittelständischen Weltmarktführern. Da gibt es bärenstarke Betriebe in Orten mit 800 bis 2.000 Einwohnern, etwa in Niedersachsen, im Sauerland oder in Baden-Württemberg.

Aber seltener im Osten des Landes.

Es gibt in der Tat ein Ost-West-Gefälle. Auch weil es nach der Wende eine Art Deindustrialisierung gegeben hat und viele Betriebe nicht mehr konkurrenzfähig waren. Zudem wurden die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) aufgelöst. Da haben viele Menschen von heute auf morgen ihre Arbeitsplätze verloren und deswegen bis heute eine geringere Rente. Auch die traditionellen Vereinsstrukturen, die im Westen viele Dörfer tragen, spielen eine geringere Rolle.

Wie beurteilen Sie den Zuzug von Großstädtern, die vor dem technologiegetriebenen Alltag am Computer am Wochenende in eine Welt voll Selbstgemachtem und Kräutergärten fliehen?

Es gibt eine reale Sehnsucht nach einem naturnahen und entschleunigten Leben. Auf die Frage, wo sie am liebsten wohnen würden, entscheiden sich immer mehr Bürger für eine ländliche Gemeinde als für die Großstadt. Es ist ja auch so, dass 80 bis 90 Prozent der Menschen auf dem Land zufrieden mit ihrem Leben sind. Natürlich leiden viele Dörfer unter dem Wegzug der Jungen, aber es gibt auch eine gegenläufige Entwicklung. Leute, die Ruhe und Freiheit suchen, ziehen aus der Stadt aufs Land. Familien mit Kindern, die sich die hohen Mieten nicht leisten wollen oder können und ihre Kinder statt



Du bist nicht allein: Rund 15 Prozent aller Bürger leben in Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern. Fast 70 Prozent aller Menschen in Deutschland wohnen in Orten, die weniger als 100.000 Einwohner haben

zwischen Autos lieber naturnah und ruhig aufwachsen sehen wollen.

Es gibt eine regelrechte Schwemme von Magazinen wie „Landlust“, andererseits schreiben Sie Bücher wie „Rettet das Dorf!“. Ist das nicht ein Widerspruch?

Das Problem ist die „hohe“ Politik in Bund und Ländern, die die Bürger und Kommunen auf dem Land nicht genug unterstützt. Es gibt in den meisten Bundes- und Landesministerien eine erhebliche Arroganz gegenüber den kleinen Gemeinden. Ein Musterbeispiel der Fernsteuerung und Fremdbestimmung waren die kommunalen Gebietsreformen der letzten Jahrzehnte. Über 20.000 Dörfer verloren ihren Status als Gemeinde und damit in einer politischen Sekunde ihren Bürgermeister und Gemeinderat. Über 300.000 demokratisch gewählte ehrenamtliche Kommunalpolitiker wurden „beseitigt“. Ein Demokratieverlust, der bis heute wirkt. Die lokale Politik wurde in einen größeren Ort ausgelagert, die Dörfer zu ohnmächtigen Ortsteilen degradiert. Da ist eine über Jahrhunderte gewachsene Selbstverantwortung zerstört worden.

Das heißt, wenn die Friedhofsmauer marode ist, muss man erst in zentralen Orten anfragen, ob man sie sanieren darf?

Genau so ist es. Früher kam man dann zur Ratssitzung zusammen, hat sich das angeguckt, und ein paar Wochen später war die Mauer kostengünstig repariert. Heute setzt ein Behörden- und Aktenmarathon ein. Da kommen Politiker und Beamte aus den Großgemeinden und schauen sich das mehrfach an. Es gibt Gutachten und Anträge, und in der Regel ist kein einziger Bürger des Dorfes mehr dabei. Das ist ein Verlust an Mitmach-Demokratie.

Die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse in Stadt und Land ist ja eigentlich im Grundgesetz verankert. Damit scheint es aber nicht weit her zu sein.

Das stimmt. Ein anderes Beispiel für die Ungleichbehandlung ist die Schließung vieler Dorfschulen, weswegen die Kinder teilweise stundenlange Schulwege haben. Da wurden oft willkürliche Mindestschülerzahlen festgelegt, mal 80, mal 60, mal 40, und insgesamt 20.000 Schulen dichtgemacht. Der Verlust der Dorfschule wird heute von vielen Pädagogen, Psychologen und Eltern bedauert. Es gibt mittlerweile ein Nachdenken, dass diese Fremdbestimmung schädlich ist. Aber leider nicht



überall. Ich schaue immer gern nach Rheinland-Pfalz, wo man sich viele Gedanken darüber macht, wie man den Dörfern helfen kann. Dort unterstützen die Ministerien die Bürgermeister und Gemeinderäte in den kleinen Dörfern bei ihren Bemühungen, Dorfläden und Treffpunkte einzurichten oder zu erhalten. Und zwar durch konkrete Beratungen und auch der einen oder anderen Geldzuwendung. Das alles ist vorbildlich und geschieht nicht mal in einem besonders reichen Bundesland.

Sie haben einmal vorgeschlagen, dass man jedem Dorf 10.000 Euro zur Verfügung stellt, ohne Kontrolle, ohne Auflagen.

Das ist ja keine Riesensumme, aber damit würde man den Menschen vor Ort zeigen: Wir vertrauen darauf, dass ihr selbst wisst, was euch hilft, und: Wir haben euch nicht vergessen. Vielleicht würde damit ein Treffpunkt für Jung und Alt initiiert oder der letzte Gasthof gerettet.

Was würden Sie noch empfehlen, um die Dörfer zu stärken?

Dass die Eigenheimzulage reaktiviert wird, ist schon mal ein guter Schritt. Auf dem Land gehört das Eigenheim traditionell zur Baukultur. So können auch alte Häuser umgebaut und renoviert werden. Generell sollte man die Landkommunen besser ausstatten, anstatt das Land aus vielen kleinen Töpfen zu füttern, die erst über zahllose Hürden zu erreichen sind.

Nun liegt der Niedergang mancher ländlichen Gemeinden nicht nur an der Politik. Vielerorts gibt es nicht mal mehr eine Post oder eine Bankfiliale, auch keinen Supermarkt.

Da hat die Privatwirtschaft nur nachvollzogen, was von der Politik vorgemacht wurde. Allerdings gibt es auch positive Entwicklungen. Da entstehen durch private Initiativen Läden oder werden sogenannte Bürger-Busse von Ehrenamtlichen gefahren.

Besteht nicht die Gefahr, dass sich die Politik ausruht, wenn es genügend Privatinitiativen gibt?

Auch wenn es oft auf das Engagement der Bürger ankommt, hat der Staat dafür zu sorgen, dass die Menschen überall in Deutschland gut leben können. Dass es zum Beispiel nicht zu weit zum Arzt ist oder ältere Menschen ohne große Umstände Lebensmittel kaufen können. Das sind Verpflichtungen.

Der versprochene Ausbau der Internetversorgung wurde auch noch nicht umgesetzt.

Beim Thema Breitband habe ich aber große Hoffnung. Das hat sich zwar verzögert, aber das ist jetzt ein Thema, das angepackt wird. Allgemein muss sich die Erkenntnis, dass wir nicht nur Städte brauchen, sondern auch das Land, noch mehr durchsetzen. In England gibt es zum Beispiel den Countryside Fund von Prince Charles, der Zehntausende Mitglieder hat – aus allen möglichen gesellschaftlichen Schichten: Künstler, Kirchenvertreter, Manager. Das ist ein großes gesellschaftliches Bekenntnis zum Land, das ich mir auch hier in Deutschland wünschen würde.

Zumal das Landleben für vieles steht, worüber sich auch Städter zunehmend Gedanken machen. Also etwa Nachhaltigkeit und Naturnähe oder auch sozialer Zusammenhalt. Ist das Land da Vorreiter?

Es gab dort immer Genossenschaften und Vereine, die das solidarische Denken gefördert haben. Man weiß auf dem Land, wie man anpackt und sich gegenseitig hilft. Auch in Sachen Nachhaltigkeit ist das Land Vorreiter. Die Menschen dort sind ja gewohnt, in großen Zeiträumen zu denken, die neigen nicht zu Schnellschüssen. Es gibt eine Kultur des Hegens und Pflagens, des Bewahrens. Das sind ja Tugenden, die im Angesicht von Umweltverschmutzung und Klimawandel hoch im Kurs stehen.

Von wegen Dorf-trotteln: In puncto Nachhaltigkeit ist das Land Vorreiter. Oft gibt es dort eine Kultur des Hegens und Pflagens, die in Zeiten des Klimawandels ziemlich wichtig ist

Der Kampf gegen den Klimawandel findet vor allem auf dem Land statt. Mancherorts stehen so viele Windräder oder Solaranlagen herum, dass man die Landschaft kaum noch sieht.

Das Interessante ist ja, dass das Land früher schon mal der Energiespender der Nation war, durch Holzkohle etwa oder durch Wasserkraft. Dann hat es diese Energiehoheit verloren, weil Atomkraft- und Kohlekraftwerke gebaut wurden. Nun, durch die Energiewende, ist die Energiegewinnung wieder auf dem Land angekommen. Aber es ging viel zu schnell, die Bürger und Kommunen wurden beim zügigen Ausbau der regenerativen Energien oft überrumpelt und entmündigt.

Regt sich deswegen nun allorts Widerstand, wenn es um den Bau der Stromleitungen geht, die den Windstrom aus dem Norden in den Süden transportieren sollen?

Ja, das hat mit den Erfahrungen der allzu schnellen Energiewende zu tun. Da wurde zu viel verlangt von den Menschen. Das muss in Zukunft behutsamer gemacht und die Bürger und Kommunen mehr einbezogen werden, wenn vor ihrer Haustür riesige Anlagen geplant werden. In Landschaften, in denen es nur noch Windräder oder Maisfelder für die Biogasanlagen gibt und es nach Gülle riecht, kommen auch Touristen nicht gern.

Die Dorfjugend kommt in die Stadt zum Studium, die Städter fahren auf den Erdbeerhof. Früher wurden die Menschen aus der Provinz in der Stadt belächelt, heute tragen sie dieselbe Mode und hören dieselbe Musik. Kann man sagen, dass sich die Menschen aus Stadt und Land nähergekommen sind?

Das stimmt, es ist ein ständiger Austausch. Und dennoch gibt es unterschiedliche Lebensstile, und das ist auch gut so. Denn wir brauchen beides: die Großstadt mit ihren Hochschulen und Kultureinrichtungen, aber auch das Land mit Traditionen, Gemeinwohlgedenken, Anpackkultur und Natur. Es muss dem Land gut gehen und der Stadt. Und daran müssen auch die Eliten der Gesellschaft arbeiten. Staat und Gesellschaft profitieren vom Austausch, vom Geben und Nehmen zwischen Stadt und Land. ←

*Gerhard Henkel ist Humangeograf und Professor an der Universität Duisburg-Essen. Seit 45 Jahren befasst er sich mit unterschiedlichen Themen der historischen und aktuellen Entwicklung des ländlichen Raumes. Er hat das Buch „Rettet das Dorf!“ geschrieben (erschienen im dtv-Verlag). Auf bpb.de könnt ihr zudem sein Buch „Das Dorf – Landleben in Deutschland“ bestellen (Nr. 1476)

Land, angedickt mit Induschtrie

Teil 1



Waldsee sitzt der Wohnmobilhersteller Hymer, im Nachbarkaff Aulendorf hat der Konkurrent Carthago gleich eine eigene „City“ aus dem Boden gezogen, in der sich Wohnmobile wie römische Legionäre zu Hunderten in Schildkrötenformationen zusammenschließen. Drum herum fette Gewerbegebiete voller hässlicher Konsumbaracken, die Land fressen und Arbeitsplätze schaffen.

Fragen, die sich ein Landkind in Baden-Württemberg stellt: Wieso sollte ich weg, wenn ich hier alles habe? WG-Zimmer bezahlen, wenn ich auch eine ganze Wohnung bekommen kann? Und wenn ich in die Stadt will, dann bin ich in 20 Minuten in Ravensburg oder Biberach. Und wenn ich nach Neuseeland will, dann fahr ich eben zum Flughafen und fliege nach Neuseeland.

Notiz an mich selbst: Diese Landkinder haben dein Leben – *und* das Land!

Es ist zehn Uhr morgens, und doch hat es schon zwanzig Grad. Ich stehe zusammen mit der Guten Beth in einem schlauchförmigen Gang. Sie hat ihre Augen halb geschlossen, ihr zarter Körper ist geronnen und zur Skulptur erstarrt. Daneben ein Bittbuch, in dem landfromme Pilger ihre Bittbuchpoesie niedergeschrieben haben:

„Liebe Gute Beth, schick Nina u. Benny bald Nachwuchs. Sie wären so wundervolle Eltern. Danke.“

„Liebe Gute Beth, ich bitte dich um Heilung meiner Melancholie. Auch bitte ich um Beistand für meinen lieben Sohn in der Prüfungszeit. Danke“

„Ich bitte dich fon Heilung for ADHD. Noah“
Auf dem Land ist der Glaube noch groß, das merkt man gleich, wenn man ins Bittbuch der Guten Beth schaut, einer Wunderheilerin aus dem 15. Jahrhundert, der im Kloster Reute gehuldet wird.

Drei Nonnen sitzen im Schatten des Sonnenschirms, alle drei mit Brille, schwarzen Gewändern, die gescheitelten Haare unter hüftlangen Schleiern. Klara, 33, Leonie, 36, und Elisa, 38, sind die Jüngsten aus dem Konvent. „Land ist, als würde jemand kräftig auf deine inneren Bremsen treten. Land ist Reizarmut, der Zwang, dich mit dir selbst zu beschäftigen und dem, was du wirklich glaubst“, sagt Elisa. Aus demselben Grund haben Mönche und Nonnen schon vor tausend Jahren angefangen, ihre Klöster aufs Land zu bauen, wo man tiefer, inniger, ehrlicher glauben kann als irgendwo sonst.

Und wo wir gerade am Puls der Zeit fühlen, sprechen wir über Heimat, wie es ja derzeit ziemlich in Mode ist, und Elisa sagt: „Heimat ist Glaube angereichert mit Menschen.“ ←

Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 1: Reute, Baden-Württemberg

→ Wie das glupschige Auge eines Zyklopen leuchtet das Sparkasten-Emblem in die Nacht. Nicht bloß Markenzeichen eines Geldinstituts, mehr symbolischer Lockruf eines Dorfes, einer ganzen Region: Hier gibt es Banken, hier gibt es Geld. Und obendrauf einen Friseursalon, einen Zahn- und einen Hausarzt, einen Netto-Markt, einen Bäcker, zwei Metzger, ein Dutzend Flüchtlinge.

„Ich bin 27, und wenn ich ans Kinderkriegen denk, dann wünsch ich mir schon, dass ich die morgens sorglos rausschicken kann zum Spielen in den Wald, und abends kommen's unversehrt wieder zurück“, sagt Tim, guckt verliebt durch vom Kiffen verquollene rote Äuglein und streichelt Ann-Kathrins Hand. „Weißt du“, sagt Ann-Kathrin zu mir. „Ich glaube, viele von uns haben keinen Bock mehr auf Vierzigstundenwoche. Unsere Leistungsgesellschaft läuft langsam aus. Die Leute sehen es nicht mehr ein, sich umsonst kaputtzumachen.“

In BaWü ist das Land angedickt mit viel Induschtrie. So viel, dass ein jeder Arbeit findet, der Arbeit finden will. In Bad

Ja,



es lebt

Früher hieß Bollewick in Mecklenburg-Vorpommern das „stinkende Dorf“. Nach der Wende wäre der Ort fast ausgestorben. Wieso kam es nicht dazu? Die Geschichte eines Comebacks

Von
Niklas Prenzel

→ In einer Scheune kann man Tiere unterbringen oder eine Menge Heu. Man kann Leute, die Lust auf Landleben und keinen Heuschnupfen haben, im Stroh übernachten lassen. Man kann Partys in der Scheune feiern oder alte Autos darin abstellen, man kann die Scheune anzünden, um die Versicherung zu betrügen, oder einfach verfallen lassen. Für all das gibt es in der deutschen Provinz viele Beispiele.

In Bollewick aber, einem Dorf unweit der Müritz in Mecklenburg-Vorpommern, hatten die Leute noch andere Ideen. Die Scheune dort ist ziemlich groß, 125 Meter lang und 34 Meter breit. Damit, so dachten sich die Bollewicker, muss sich doch noch mehr anstellen lassen.

Heute kann man in der Scheune übernachten, nicht im Stroh, sondern in bequemen Betten. In einem richtigen Hotel. Es gibt auf zwei Etagen Lebensmittelstände mit Wurst, Honig oder Sanddornsaft aus Mecklenburg, einen Bäcker und sogar einen Friseur. Im Grunde genommen müsste man nie mehr raus aus diesem dörflichen Shoppingcenter, es ist alles da.

Die Scheune ist ein gutes Beispiel dafür, wie sich Orte verändern können. Und dafür, wie ihnen Menschen eine neue Bedeutung geben, neues Leben einhauchen. Früher, zu DDR-Zeiten, war die Scheune ein Ort, um den die Menschen einen großen Bogen machten. „Das stinkende Dorf“ wurde Bollewick genannt. 650 Kühe lebten zusammengepfercht in der Scheune, nachdem die DDR-Führung viele kleine Bauernhöfe in einer riesigen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) kollektiviert hatte. Die sozialistische Massentierhaltung vergiftete die Böden und die Gewässer im Umland, für den Protest gegen diese Umweltverschmutzung geriet man schnell ins Visier der Stasi. So erging es auch Bertold Meyer, der vor 62 Jahren in Bollewick geboren wurde und erlebte, wie seine Eltern ihre Selbstständigkeit als Bauern verloren – und wie das Land vergiftet wurde. Erst mit der Wende kam für ihn die Gelegenheit, in seinem Heimatort die Dinge zum Besseren zu verändern.

„Wolfserwartungsland“ oder „Altersheim der Nation“, so habe man Anfang der 1990er-Jahre über viele Regionen in Mecklenburg-Vorpommern gelästert, weil die Menschen in Scharen weggezogen seien, nachdem die meisten DDR-Betriebe dichtmachten. „Auch heute noch reden viele von

Dunkel-Deutschland, wenn sie Orte wie diesen meinen“, sagt Meyer, der nach der Wende ehrenamtlicher Bürgermeister wurde – wohl weniger, weil er es wollte, sondern weil sonst niemand Lust auf den Job hatte. Und auch, weil er schon ein paar Ideen hatte, wie der aussterbende Ort seinem Schicksal entgehen könnte.

Dabei war die Scheune der Beginn vom Neuanfang. Meyer verhinderte, dass sie abgerissen wurde. Die Trümmer hätten im ohnehin kontaminierten Dorfteich versenkt werden sollen. Stattdessen ging die Scheune in den Besitz der Gemeinde über. Zunächst hatte er gehofft, dass irgendein Aldi oder Lidl einzieht, aber die winkten alle ab. Zum Glück. Schließlich bekam Meyer Zuschüsse von EU, Bund und Land für seinen Plan, die größte Feldsteinscheune Deutschlands zu renovieren. Dass sich viele Touristen locken ließen, lag auch an der Nähe zur Mecklenburgischen Seenplatte. Mittlerweile kommen im Jahr mehr als 100.000 Besucher, 70 Menschen haben in der Scheune Arbeit. Manche von ihnen pflegen noch alte Handwerksberufe wie Kürschner oder Holzdrechsler und verkaufen die Produkte direkt aus der Werkstatt.

Die Scheune war der Beweis, dass sich in Bollewick was machen ließ. Meyers Tatendrang war belohnt und noch mal gesteigert worden. Das nächste große Ding war dann die Sache mit dem Mist.

Die Inspiration kam ihm, als Mitte der Nullerjahre mal wieder ein durchreisender Experte in der Scheune einen Vortrag hielt, diesmal über regenerative Energien. Im kleinen Bürgermeisterbüro in der Scheune fragte der Experte anschließend, warum man denn in Bollewick von der krumm gewachsenen Rübe über das gemähte Gras bis hin zu den

Holzabschnitten vom Wegesrand alles wegschmeiße? Ob sie denn noch nie etwas davon gehört hätten, dass all das in kleinen Kraftwerken schön vor sich hin gären könne, um die umliegenden Haushalte mit Strom und Wärme zu versorgen. Worte, die in Bollewick wie Samen auf fruchtbaren Boden fielen.

Heute ist Bollewick ein sogenanntes Bioenergiedorf. Das heißt, es produziert den Strom, den die Menschen benötigen, in Biogasanlagen. „Bollewick ist nicht unbedingt schön“, sagt Meyer. „Aber wir haben erkannt, welches Potenzial unser Dorf hat.“ Mit einem Lächeln zeigt er auf den Gehweg. Darunter sind die Nahwärmerohre verlegt, die das Dorf mit Warmwasser versorgen. Wie eine Fußbodenheizung sei das im Winter. Die Leitung verläuft entlang der Durchgangsstraße. Im Minutentakt fahren Traktoren und Güllewagen vorbei. An einem lindgrünen Holzhaus biegen sie in einen Feldweg ab. Im hinteren Teil des kleinen Hauses sind die Wärmepumpen fürs Dorf untergebracht; im vorderen bekommt man rund um die Uhr Grillfleisch, Käse aus der Region oder frische Milch aus dem Automaten.

Eine der zwei Biogasanlagen steht auf dem Land von Hendrikus van der Ham, der vor 14 Jahren aus den Niederlanden hierherzog, um den Hof eines verstorbenen Bauern zu übernehmen. Damals war er 24. In seiner Heimat könne man sich kaum noch etwas Eigenes aufbauen, so teuer sei Ackerland dort, sagt van der Ham. Der Strom, den er zusammen mit seinem Nachbarn aus Gülle und Pflanzen produziert, reicht für etwa 3.000 Haushalte, viel mehr, als es in Bollewick

„Ich mache aus Scheiße Gold“, sagt der Betreiber der Biogasanlage, die alle mit Strom versorgt

gibt. „Ich mach aus Scheiße Gold, könnte man sagen“, lacht van der Ham. Ob die Dorfbewohner ihn als Eindringling sehen? „Nein. Die sind froh, weil es billiger ist als Heizöl und das Geld nicht bei Putin landet, sondern in ihrer Region bleibt. Und wir schaffen Arbeitsplätze.“

Über fünf Millionen Euro hat die Umrüstung in ein Bioenergiedorf gekostet, einen Großteil davon haben die Landwirte übernommen. Es gibt nun sogar LED-Straßenlampen. Und es gab den Traum

von einem Elektrobus, der von einem Windrad gespeist wird, aber ein seltener Vogel brütet in der Nähe und hat den Bau verhindert. Dennoch gibt es seit ein paar Wochen wieder einen öffentlichen Nahverkehr in Bollewick. Die drei Kleinbusse fahren die Dorfbewohner auf Abruf selbst.

Bollewicks Einwohnerzahl ist seit der Wende gestiegen. Viele finden im Dorf Arbeit, andere pendeln in größere Orte, manche kommen auch nur am Wochenende. Wie viele Menschen hier ihre Zukunft sehen, zeigen auch die drei Kindertagesstätten. Das Dorf gehört zu den jüngsten Gemeinden der Region. Und das, obwohl Bollewick auch ältere Menschen anlockte. Menschen, die gemeinsam alt werden wollen, sollten sich hier ansiedeln. Diese Idee scheiterte jedoch: Zwölf bunt gestrichene Holzhäuser stehen hufeisenförmig in der neu angelegten Straße, „Unterm Regenbogen“ heißt sie. Viele zogen aus Westdeutschland hierher. Jetzt seien sie untereinander so zerstritten, dass einige ihr Haus wieder verkaufen wollen. Andere haben es nie bezogen. „Ein paar Rückschläge gehören dazu“, kommentiert Bertold Meyer.

Ein Dorf in Deutschlands Osten, das Menschen anzieht, wo doch sonst nur von Orten die Rede ist, die aussterben. Ein Dorf auf halber Strecke zwischen Berlin und Hamburg als Labor für Innovationen: Mittlerweile interessiert man sich auch andernorts dafür, wie Bollewick sein Comeback geschafft hat. Aus vielen Ländern kommen Unternehmer und Politiker zu Besuch. Sie wollen ihre Dörfer in Russland, Brasilien oder Vietnam lebenswerter machen.

Die Besucher bestaunen dann die Scheune, sie kaufen handgemachte Kleidung oder Seidenblumen, essen Würste aus Mecklenburg und lassen sich über die Energiegewinnung aufklären. Und sehr schnell wird ihnen klar, dass das wichtigste Kraftwerk nicht auf dem Feld herumsteht. Es hat seinen Sitz in einem kleinen Büro in der Scheune. ←



„Man kann sehr viel erreichen, wenn man sich engagiert“

Jacqueline Förderer, 30 Jahre alt, hat ihre Berufung gefunden – als Bürgermeisterin einer kleinen ländlichen Gemeinde in Baden-Württemberg



Starke Frau auf dem Lande:
Bürgermeisterin Förderer

fluter: Herzlichen Glückwunsch, Frau Förderer.
Jacqueline Förderer: Wozu?

Sie sind eine von 90 Frauen in Baden-Württemberger Rathäusern. Rund 1.000 Kommunen in Ihrem Bundesland steht ein Mann vor. Macht der Hashtag MeToo eigentlich auch in Schrozberg seine Runde?

Ich könnte zumindest viele #MeToo-Geschichten erzählen – auch in meinem Amt als junge Bürgermeisterin. Die Kommunalpolitik ist in der Tat eine Männerdomäne. Dass ich gewählt wurde, hatte vor allem mit meinen Mitbewerbern zu tun. Die hatten sehr viel weniger Erfahrung mit der Verwaltung.

Muss man für Ihren Job mit den Menschen vor Ort verbunden sein?

Nein, das ist ein Trugschluss. Es gibt sogar Studien, in denen vom Malus der Einheimischen gesprochen wird. Weil familiäre Verstrickungen vermutet werden und weil man die guten und schlechten Eigenschaften der Bewerber schon kennt. Der Außenstehende wird bevorzugt, weil man sagt: „Da kommt jemand Neutrales, der frischen Wind in die Gemeinde bringt.“ Davon habe auch ich profitiert.

Ihre Kommune wird in den nächsten 20 Jahren knapp sieben Prozent ihrer rund 5.600 Einwohner verlieren. Was machen Sie dagegen?

Wie ein Unternehmen versuchen wir ein Alleinstellungsmerkmal zu haben. Wir wollen im Breitbandausbau möglichst weit vorn sein. Als eine von wenigen Gemeinden deutschlandweit lassen wir jedes Haus mit Glasfaser versorgen. Wir müssen auf einer Fläche so groß wie Paris Kabel verlegen. Zehn Millionen Euro wird das die Gemeinde kosten.

Gibt es auch mal Streit mit den Ortsvorstehern der Teilgemeinden, die in Ihrer Kommune liegen?

Streit würde ich es nicht nennen, aber klar, die Ortsvorsteher haben ihre eigene Meinung und versuchen, das Beste für den eigenen Ort rauszuholen. Aber der Gemeinderat, in dem ich eine von 24 Stimmen habe, hat das letzte Wort. Beim Breitbandausbau waren wir uns alle einig.

Und bei welchen Themen gibt es Zoff?

Ob in dem Dorf ein Gemeinschaftshaus gebaut oder der Feldweg zur Kreisstraße wird.

Oder ob das Freibad saniert wird.

Ein Freibad ist natürlich eine sehr emotionale Angelegenheit, weil viele dort schwimmen gelernt und ihre Sommer verbracht haben. Der Gemeinderat hatte beschlossen, das Freibad zumachen. Einem Bad muss man immer viel Geld zuschießen, es ist nie kostendeckend. Zumindest nicht mit sozial verträglichen Eintrittspreisen. Die Schrozberger haben dann einen Bürgerentscheid durchgeführt. 54 Prozent haben für das Bad gestimmt. Somit musste der Gemeinderat die Sanierung angehen.

Ist die Demokratie unmittelbarer zu erfahren in kleinen, ländlich geprägten Kommunen?

Ja, die Leute sind mit ihrem Wohnort verbundener und engagieren sich stärker. Gleichzeitig interessieren sich die jüngeren Leute immer weniger für Politik und haben den Eindruck, dass sie nichts bewegen können und nicht gehört werden. Viele sagen: „Hauptsache, mir selber geht's gut.“ Das ist schade, denn gerade im kommunalen Bereich kann man sehr viel erreichen, wenn man sich engagiert. ←

Interview:
Niklas Prenzel



Früchte

Bunte Republik: Bei den Protesten gegen die Castor-Transporte fanden viele verschiedene Menschen zusammen, darunter Bauern, Künstler und Studenten



Der jahrzehntelange Protest gegen
das Endlager Gorleben hat die
Menschen im Wendland politisiert.
Er macht bis heute aus der Gegend
eine Heimat widerständiger
Seelen. Landpartie zu einem der
politischsten Orte Deutschlands

Von
Julia Lauter

des Zorns

→ Am Anfang war der Streit. Dessen Wurzeln liegen in den Tiefen des Gartower Forstes, wo die Bäume so dicht stehen, dass ihre grauen Stämme nach wenigen Metern zu einer dunklen Wand verschmelzen. Folgt man den sandigen Pfaden immer weiter ins Gehölz, hört man irgendwann ein Brummen und sieht auf einer Lichtung: das Zwischenlager Gorleben. Ein Zaun, ein Wachmann und dahinter die graugrünen Hallen voller Atommüll: 584 Fässer mit mittel- und schwachradioaktivem und 113 Castoren mit hochradioaktivem Material. Eigentlich sollten sie alle mal im Endlager Gorleben verschwinden, das man zu diesem Zweck in einem benachbarten Salzstock errichten wollte. Bis die Politik das umstrittene Projekt 2013 kippte.

Wer heute vom Wendland spricht, meint meist den Landkreis Lüchow-Dannenberg, der zwischen Hamburg und Berlin südlich der Elbe in einer sanft geschwungenen Hügellandschaft liegt. 50.000 Menschen wohnen hier im nordöstlichsten Zipfel Niedersachsens. Bis 1989 war der Landkreis von Grenzen umzogen, Zonenrandgebiet nannte man das, es fühlte sich an wie das Ende der Welt.

Die Wenden, auf die der Name zurückgeht, waren Slawen im deutschsprachigen Raum, eine Minderheit in der Region, anders als die anderen. Damit identifizierten sich viele Menschen, die ab den 1970er-Jahren hierherzogen: Künstler, Aktivisten, Freiheitsuchende. Ihre Utopie nannten sie „Wendland“ – im Gedenken an den eigensinnigen, den wendischen Geist. Bis heute gibt es im Wendland keine Autobahn, kaum Industrie, kaum Handyempfang, nur ein paar verstreute Dörfchen, Wälder und Felder. Hier glauben die Menschen, dass die Strukturschwäche ihnen Glück gebracht hat: eine Chance auf die Entwicklung alternativer Strukturen.

Im Mai 1980 wurde auf einem zuvor abgebrannten Waldstück nahe der Tiefbohrstelle 1004, die der Vorbereitung des Endlagers dienen sollte, die „Republik Freies Wendland“ ausgerufen. Die rund 1.000 Aktivisten wollten ein Zeichen gegen die Atompolitik setzen und basisdemokratisches Gemeinschaftsleben erproben. 33 Tage hielt die Republik, dann wurde die zeitweise auf 2.500 Menschen angewachsene Gruppe von der Polizei mit Bulldozern und Schlagstöcken aufgelöst – und der Mythos Wendland war geboren. Wurde der Protest bis dahin von linken Aktivisten aus Hamburg und Berlin getragen, traf er nun auf breite Zustimmung. Auch die alteingesessenen, eher konservativen Wendländer schlossen sich an. Aus linksökologischem Widerstand wurde im Laufe der Zeit eine Bürgerbewegung.

Zwischen 1995 und 2011 fuhren regelmäßig Castortransporte mit Atommüll aus Deutschland und Frankreich ins Wendland. Die fünfte Jahreszeit nannte man das hier. Landwirte, Aktivisten, Studenten und Künstler kamen zusammen, um die Zufahrtsstraßen und Bahngleise zu blockieren. 50.000 Demonstranten (die Polizei geht von der Hälfte aus)

sollen es zuletzt gewesen sein. Die großen ungelösten Fragen der Atomenergie standen im Fokus der Proteste: Wie zukunfts-trächtig ist eine Industrie, deren gefährlicher Müll noch nirgends sicher untergebracht werden kann?

Jedes Jahr wurde aufgerüstet: Wo sich Aktivisten in den ersten Jahren nur auf Gleise gesetzt hatten, ketteten sie sich später an oder verankerten ihre Körper an einer 600 Kilo schweren Pyramidenkonstruktion aus Beton und Rohren, die nicht mehr von den Gleisen zu bewegen war. Die Polizeikräfte, die aus dem ganzen Bundesgebiet entsandt wurden, galten vielen Wendländern als Besatzer. Es war viel los beim Castorkarneval. Diese Erfahrungen haben die Wendländer bis heute geprägt.

Familie Tempel steht stellvertretend für die wendländische Protestgeschichte. Um sie zu besuchen, passiert man auf immer schmäler werdenden Wegen Felder und Wälder, fährt vorbei an pittoresken Fachwerkhäusern, Pferdekoppeln, blühenden Obstbäumen. Ein Bullerbü-Idyll, das nur durch die gelben, x-förmigen Holzkreuze gebrochen wird. Am Tag X, so die Botschaft, steht man hier zusammen. Eine Verschwörung, die zum Mitmachen einlädt: Bist du mit uns? Gegen den Castor und für eine andere Art zu leben?

Katja Tempel lebt in einem Häuschen im Dorf Meußließen. Im Wohnzimmer brennt ein Holzofen – es ist ein regnerischer Tag. Eine graue Katze umstreicht ihre Beine, während sie erzählt: Ihre Eltern, Helga und Konrad Tempel, sind wichtige Vordenker der deutschen Friedensbewegung. Sie brachten die Ostermärsche gegen die atomare Bewaffnung nach Deutschland, gründeten 1980 die „Kurve“, eine Bildungs- und Begegnungsstätte für gewaltfreie Aktion in Wustrow, und gaben die

Nach dem Thema Atom geht es nun eher um Integration, Umweltfragen und Gender: Regelmäßig treffen sich in den Landhäusern engagierte Menschen und diskutieren über Politik



erste deutsche Ausgabe von Henry David Thoreaus „Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat“ mit heraus. Katja Tempel kam ins Wendland, um in der „Kurve“ zu arbeiten, war von Beginn an bei den Protesten gegen die Castortransporte dabei, hat das Aktionsnetzwerk „X-tausendmal quer“ gegründet. Ihre Tochter, Clara Tempel, war schon als Kind bei Demonstrationen dabei und gründete mit 17 Jahren das „Jugendnetzwerk für politische Aktionen“, das mit dem Aachener Friedenspreis ausgezeichnet wurde. Der aktive Pazifismus gehörte bei den Tempels einfach dazu.

Als die Castortransporte eingestellt wurden, war das für Katja Tempel zunächst mehr Schock als Triumph. Sie stand in ihrer Küche und weinte. „Es war ein Endpunkt“, sagt sie. Doch dann erkannte sie, dass es viel zu tun gab. „Wir begannen, die alten Seilschaften nicht nur gegen Castoren, sondern auch für Menschen zu nutzen.“ 2015 unterstützte Tempel als Hebamme Flüchtlinge in den drei Notunterkünften des Landkreises, setzte sich für deren Rechte ein. Ein kurzer Anruf und viele seien wieder zur Stelle gewesen, sagt Tempel. Es war keine neue Massenbewegung, aber ein erster Schritt zur Transformation der Widerstandskräfte.

Und die wirken heute weit über den Landkreis hinaus: Aktionsstrategien, die während der Zeit der Castortransporte erfunden und erprobt wurden, sind heute das Einmaleins des Widerstands. Wenn „Blockupy“ die Frankfurter Innenstadt lahmlegt, um gegen die Politik der Europäischen Zentralbank zu protestieren, wenn „Ende Gelände“ den Kohletagebau im Rheinland und in der Lausitz besetzt, um für den Klimaschutz Stimmung zu machen, dann passiert das auf Grundlage des wendländischen Widerstandswissens. „Es ist schön zu sehen, wie unser Wissen jetzt an anderer Stelle weiterwirkt“, sagt Katja Tempel. Für sie ist der Widerstand Teil ihrer Identität geworden: „Wendländerin zu sein heißt politisch aktiv zu sein: nicht im Kreistag, sondern auf der Straße!“

Ein weiteres Zentrum dieser Entwicklung ist die Kommune Meuchefitz. Am Ende einer Straße voller Schlaglöcher taucht zwischen den Rapsfeldern wie aus dem Nichts ein imposantes Fachwerkhaus auf. Der Landgasthof wurde nach der Räumung der „Republik Freies Wendland“ zu einem wichtigen Treffpunkt der politisch Aktiven. Seither trifft sich die Szene dort in der Donnerstagskneipe.

Rund zehn Menschen leben in der Kommune und betreiben ein Tagungshaus und einen Gasthof. Nach dem Ende der Castortransporte wollen sie nun neue politische Diskurse im Wendland anstoßen. Neu ist, dass die Themen sich nicht nur gegen einen übermächtigen Feind von außen wenden, sondern die Dörfer und ihre Bewohner selbst betreffen: Rassismus, Naturschutz, patriarchale Strukturen, Kapitalismus, Konsum. Jetzt wird der Streit persönlich.

Künstler waren von Anfang an eine wichtige Kraft für die Proteste. Malerinnen wie Uta Helene Götz und Irmhild Schwarz prägten die äußere Ästhetik des Widerstandes, machten aus Flugblättern, auf denen alles draufstehen musste, Plakate, die bis heute wirken und ausgestellt werden. Aus politischen Kunstaktionen und Werkausstellungen entwickelte sich 1990 die KLP, die „Kulturelle Landpartie“. „Wir wollten den

Als die Atomtransporte eingestellt wurden, flossen Tränen. Der Protest war Lebensinhalt

Leuten da draußen zeigen: Guckt uns an, wir sind die Chaoten, von denen in der Presse zu lesen ist“, sagt Michael Seelig. Wie ein Chaot sieht der 76-Jährige nicht aus: Graues Haar, grauer Bart, Hemd, Pullover, ruhige Gesten – er trägt den Stil, den man heute mit dem Wendland verbindet. 1974 zog der Kunst- und Werklehrer aus Hamburg ins Wendland, die Landpartie sei sein Kind, sagt er.

Heute ist die KLP auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für die Region: Schätzungsweise 60.000 Menschen kommen jedes Jahr zwischen Himmelfahrt und Pfingsten für zwölf Tage ins Wendland. In 88 Orten präsentieren knapp 1.000 Menschen ihre Kunst, ihr Handwerk, teilen ihr Interesse und öffnen ihre Türen, um Einblicke in ihr Leben zu ermöglichen. Es gibt mittlerweile Jodelkurse und Mondscheinsensen – darüber, wie politisch das Programm sein muss und wie kommerziell es sein darf, wird offen gestritten. Aber darum geht es im Wendland ja auch: ums Streiten.

„Das Endlager hat ja Arbeitsplätze versprochen. Es war an uns, zu zeigen: Eine andere Entwicklung ist möglich – in der Energie, in der Landwirtschaft, im kulturellen Leben.“ Diese Idee trägt Seelig bis heute voran. Manche sagen, er werde noch auf dem Sterbebett ein Projekt anstoßen. Seelig sagt, das sei der Fluch der Tat. Sein neuester Streich ist die „Grüne Werkstatt“ in Lüchow. Der Verein hat im alten Postamt des Städtchens den ersten Coworking-Space im Landkreis eingerichtet und will über die Vernetzung von Hochschulen mit der regionalen Wirtschaft neue, frische Köpfe ins Wendland locken. „Der Blick zurück, das Beschwören des früheren Widerstands, das hängt mir zum Halse raus“, sagt Seelig. Er will die einzigartigen sozialen Strukturen, die Derivate des Streits um die Atompolitik, nutzen und weiterentwickeln. „Das sind die wirklichen Früchte des Widerstands“, sagt er.

Seit 2011 wird hier mehr erneuerbare Energie produziert als verbraucht – das Wendland ist seither unabhängig von Kohle- und Atomstrom. Außerdem ist es landesweit Spitzenreiter im ökologischen Anbau: In Niedersachsen werden weniger als vier Prozent der Fläche ökologisch bewirtschaftet – in Lüchow-Dannenberg sind es fast 14 Prozent. Viele Landwirte, die in der bäuerlichen Notgemeinschaft organisiert sind und die Castorblockaden immer tatkräftig unterstützt haben, sind mittlerweile in der Agrarwende-Bewegung aktiv. Zu der jährlichen Demonstration „Wir haben es satt!“ fahren sie mit dem Trecker über 200 Kilometer nach Berlin.

Die neueste Vision im Wendland: ein Modelldorf gegen Abwanderungen, das Menschen aller Generationen zusammenbringen will, egal ob alteingesessen oder in die Region geflüchtet. Auf dem 2,3 Hektar großen Feld am Rand von Hitzacker soll bis Mitte Juni das erste Haus stehen. Später soll der Ort wachsen und rund 300 Menschen beheimaten, die gemeinsam und basisdemokratisch herausfinden wollen, was es braucht, um auf dem Land gut zu leben und zu arbeiten.

Obwohl vielerorts das Mondscheinsensen die Gleisbesetzungen abgelöst hat und der Kuchenverkauf die Systemfrage, ist das Wendland bis heute ein Ort, an dem es sich trefflich streiten lässt – und leben. ←

Als ich



Von Johannes Laubmeier



krass war



Unsere Songs hießen „Destroy the System“ oder „Fuck the Government“, aber eigentlich fühlten wir uns ganz wohl in unserer behüteten Welt

Gute Luft und nix los. Für Jugendliche auf dem Land kann es schon mal eng werden. Unser Autor floh in den Punkrock

→ Kalifornien lag gleich neben der Kläranlage. Dort hatten sie uns einen kleinen Skatepark und ein Jugendzentrum hinbetoniert, am äußersten Rand der Stadt.

In Erinnerung habe ich den heißen Asphalt des Skateparks, Sangria aus einem Trinkrucksack, den einer von uns bei Aldi gekauft hatte – und die Skater, immer kurz vor dem internationalen Durchbruch oder der nächsten Handgelenksfraktur. Drum herum lag Niederbayern.

Die Stadt meiner Kindheit, Abensberg, ist, was Menschen, die viel von Ordnung und nichts von Poesie verstehen, als „Mittelzentrum“ bezeichnen. Ein Ort mit renoviertem historischen Stadtkern und einem Geschwür von Einkaufszentrum am Stadtrand. Drei Kirchen, genauso viele Brauereien, ein Judo-Leistungszentrum und immer noch derselbe Bürgermeister wie 1993. In der Antike lag Abensberg an der Grenze des Römischen Reiches, heute liegt es wie eine Insel irgendwo zwischen Hopfen- und Spargelfeldern. Die nächste große Stadt ist 40 Kilometer entfernt, München eine halbe Realität.

Ich malte Anarchiesymbole in meine Schulblöcke, zeichnete mit Edding Tattoos auf meine Arme und Hände. Ich trug Nietengürtel, die bis zu den Kniekehlen hingen, und Jeans, die an den Knien nicht schnell genug aufreißen konnten. Ich trug T-Shirts mit Totenköpfen und Jacken mit Band-Buttons. Und obwohl ich mich – anders als meine Freunde – nicht traute, mir einen Iro schneiden zu lassen, war ich gefühlt nie härter als damals.

Mit den Fußballern der örtlichen B-Jugend pflegten meine Freunde und ich eine fast innige Feindschaft. Sie nannten uns „Zecken“, wir sie „Fußbaldeppen“. Sie schlugen uns auf der Liegewiese des Freibads, und wir pinkelten in ihre halb leeren Apfelsaftflaschen, während sie im Becken waren. Weil ich wusste, dass ich als Libero nur verlieren konnte, stilisierte ich mich selbst als das Gegenteil.

Ich war gerade 16 geworden, da fragten mich Freunde, ob ich in ihrer Band mitmachen wollte. Skatepunk, Ska, die nächsten NOFX, Welttour irgendwann.

Von da an lebten wir im Rhythmus wöchentlicher Bandproben im elterlichen Keller. Wir coverten die Ramones und



NOFX und begannen, eigene Songs zu schreiben. Wir spielten in Partykellern von Freunden, bei Geburtstagsfeiern und in der Aula der örtlichen Realschule. Wir hatten Fans, Freunde, die, rückblickend betrachtet, wohl eher trotz unserer Musik kamen – und nicht deswegen.

Unsere erste CD nannten wir „Law and Order“. Die Songs hießen „Fuck the Government“ und „Destroy the System“. Immer öfter fuhren wir weg aus Abensberg. Spielten in München, Regensburg, in Hof, Erfurt und Wien. Die große Welt lag jetzt offen da, und doch sahen wir sie kaum. Tage im Sprinter wechselten sich ab mit Nächten auf Bühnen und Matratzenlagern.

Hätte uns damals jemand gefragt, ob Punk für uns politisch sei, wir hätten ihn wohl empört auf die Songtexte hingewiesen. Unserer Ansicht nach waren wir Band gewordener Widerstand gegen die Engstirnigkeit und die Enge unserer Heimat. Ich erinnere mich an einen Tag auf dem Volksfest, wir mit Nietengürteln und Totenkopfschirts, die anderen in Lederhosen. Wie in jedem Jahr traten Vertreter der Parteien in den Bierzelten auf, irgendwann rief einer von der Bühne in den Bierdunst: „Wir brauchen keine Chaoten!“ Wir waren nie stolzer.

Im Kern jedoch gab es eigentlich nichts, wogegen wir wirklich hätten opponieren können. Unsere Eltern waren Erzieher, Sozialpädagogen und Ärzte, sie organisierten Seminare für gewaltfreie Kommunikation. Trotzdem schrien wir samstagnachts im Wald vor der Stadt „Fuck you, I won't do what you tell me“. Wir waren Rebellen ohne Gegner, von verständnisvollen Eltern erzogene Mittelschichtjungs, die die Krassessten sein wollten.

Und so blieb der Bruch mit dem System, den wir so brachial in unsere frühen Songtexte packten, immer nur Pose. Wir brauchten ja gerade die Enge der Provinz, um uns selbst zu definieren. In der Stadt hätte sich kein Mensch um uns geschert, hier aber war die Rolle des Dorfpunks zu vergeben, und ich übernahm sie mit Freude und Leidenschaft.

Das Ende meiner Zeit als Punkrocker kam schleichend, als ich zu studieren begann. Eine Weile noch versuchte ich Bandproben, Konzerte und mein Leben als Student in einer anderen Stadt unter einen Hut zu bringen. Dann war Schluss.

Das Einzige, was von dieser Zeit heute sichtbar bleibt, ist ein tätowierter Stern auf meinem Oberarm, den ich mir mit 19 stechen ließ. Und trotzdem sitze ich jetzt hier, 500 Kilometer und einige Jahre weg von alledem, und bekomme Gänsehaut, wenn „Tropical London“ von Rancid durch meine Wohnung dröhnt. Mein Herz schlägt 169 Schläge pro Minute, und ich fühle etwas, das ich lange nicht gespürt habe: wohlige Krassheit.

Und Kalifornien liegt für einen kurzen Moment nicht ganz so weit hinter dem Atlantik. ←



„Bevor i in die Stod geh, schiaß i mia ins Knia!“



Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 2: Gaiendorf in Niederbayern

→ „Wema uns jetzt küssen, dann woas des morgen des ganze Dorf.“

Der Satz steckt fest in meinem Hirn, als ich morgens aufwache. Außerdem spüre ich einen staubigen Klumpen Teer im Rachen, die Jacke riecht nach Lagerfeuer, in meinem Kopf schallert ein Ohrwurm: „Du bist der geilste Ort der Welt / bist unser Leben und alles, was zählt.“

Es war die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai, ich saß in Niederbayern auf dem Land und bewachte einen Baum, besser: eine 28-Meter-Fichte auf dem Dorfplatz in Gaiendorf, aus der später ein Maibaum wurde. Die Landjugend hatte Bierbänke aufgestellt und Schilder entlang der Dorfstraße, auf denen stand: „Du hupst, wir trinken!“ Ständig hupte einer, wir tranken Bier, die Fahrer Cola-Mix. 150 Mitglieder hat die Landjugend,

90 sind aktiv. Erzieherinnen und Optikerinnen die Frauen, Landwirte, Schweinemäster und Käser die Männer. Der Rest arbeitet bei BMW, jeden Morgen um halb sieben fährt der Werksbus über die Höfe, transportiert die Arbeiter vom Land nach München und am Abend wieder zurück. „Wenn BMW noch mal hustet, dann hat die Region a Riesenproblem“, sagte einer.

Die Jugendlichen in Gaiendorf tragen entweder Bauern-Prada von Engelbert Strauss oder Landjugendpullover in Schwarz mit dem identitätsstiftenden Wappen: ein Kreuz, ein Pflug, ein Acker. Die Burschen dazu Lederhosen, die zwei Weltkriege überlebt haben. Maskuline Statussymbole, von den Großvätern vererbt. So ist das in Bayern auf dem Land: Der Vater ist Schreiner, du übernimmst die Schreinerei, der Vater ist Bauer, du übernimmst den Hof. Und mit dem Betrieb wird ein Stück Familienstolz gleich mitvererbt.

„Manche gehen halt in d’ Stadt, weil des jetzt so a Art Trend ist: nach Minga, Rengschburg, Dingolfing. Wir bleim dahoam, weil’s dahoam am scheensten ist“, sagt Lucas und fügt an: „Der Nonplusultra-Punkt ist die GMIATLICHKEIT.“ Jetzt darf man nicht den Fehler machen und Gmiatlichkeit der Einfachheit wegen mit Gemütlichkeit übersetzen. Es ist mehr eine tiefe, ehrliche Zufriedenheit, wenn man morgens vors Hoftor tritt, in die Weite blickt, die Alpen am Horizont, und sich krumm freut, dass man geboren wurde.

Gmiatlichkeit ist auch: die Entschädigung für harte Arbeit, so sagt es der Hinteregger Martin. Ein Mannsbild von Typ mit gerötetem Gesicht und fleischwolfartigem Händedruck. Zusammen mit dem Vater schmeißt er eine Schweinemast.

Ich stand irgendwann am Straßenrand und pinkelte gegen einen Baum, als der Hinteregger Martin kommentierte: „Schaut’s a mal her, der lasst sein Brunzbursch’n so richtig aussahenga!“ Es war zwei Uhr morgens, fast alle in Deutschland hatten an diesem Tag, dem Tag der Arbeit, frei, nur der Hinteregger Martin nicht. „I werd um sechs Uhr aufstehn, d’ Sau fuadan.“

Und wann machst du frei?

„Sechs Tag im Jahr fahr i auf d’ Berghütt’n, mehr is ned drin.“

Hast du dir mal ein anderes Leben erträumt?

„Na, nie. Aber oans woaß i gewiss: Bevor i in die Stod geh, schiaß i mia ins Knia!“ ←

A close-up, high-resolution photograph of a horse's eye. The eye is dark and reflective, surrounded by thick, light-brown fur. The texture of the fur is very detailed, with individual hairs visible. The lighting is soft, highlighting the contours of the eye and the surrounding skin.

Blick auf die Landwirtschaft

Das volle Leben

Auch wenn du in der Stadt wohnst, hat dein Leben eine Menge mit Landwirtschaft zu tun. Das Fleisch auf deinem Burger, das Gemüse im Supermarkt oder der Hopfen im Bier – das alles sind ja Agrarprodukte. Wobei es zunehmend Kritik an manchen Produktionsmethoden gibt. Pestizide, die Krankheiten auslösen und Bienen töten, oder die Massentierhaltung haben dazu geführt, dass sich mehr Menschen darüber Gedanken machen, was man isst und wie es hergestellt wird. Auf den nächsten Seiten beackern wir ein paar Aspekte, die dazu sehr aufschlussreich sind.



Quiet and dirty

Satt und zufrieden: Bio-Schweine dürfen fleißig im Mist wühlen. Für den Ökobauern bedeutet das natürlich mehr Aufwand und höhere Kosten. Auch daher ist Biofleisch deutlich teurer

Christoph Dietzel hat den Hof seines Vaters auf Bio umgestellt. Aber lohnt sich das überhaupt? Wir sind mit ihm in den Stall und auf den Acker gegangen

Von Annett Scheffel
Fotos: Christian Protte

→ Der Bauer steht in einem wilden Gewusel in Schweinchenrosa. Quiekend springen die Ferkel um seine Beine herum. Lläuft eines in eine Richtung, dann laufen die anderen hinterher. Christoph Dietzel greift sich ein Ferkel heraus und überprüft den kleinen, sich windenden Körper, die Beine und Ohren. Aus ein paar Metern Entfernung beobachtet eine schwere Sau die Szene, während Dietzels Hund Bernie unaufhörlich kläfft.

Wie jeden Morgen kümmert sich Christoph Dietzel um seine Schweine. Mit einem kleinen Trecker hebt der 37-Jährige dunkelgrünes Kleefutter in die Ausläufe, streut Stroh ein und mistet aus. „Als Landwirt bestimmen die Jahreszeiten deine Arbeit: Im Frühling steht die Aussaat an, im Sommer die Ernte. Nur die Schweine warten jeden Tag“, sagt er mit der ruhigen Stimme eines Mannes, der das Wort Stress aus seinem Leben gestrichen zu haben scheint. Ein Mann, der am liebsten draußen ist und drinnen unruhig wird, wie er sagt. Auf dem Biobauernhof seiner Familie betreibt er gemeinsam mit seinem Vater ein sogenanntes geschlossenes Schweinehaltungssystem: Es gibt Sauen und Ferkel in Gruppensäugebuchten sowie Mastschweine. Und auf den Feldern rund um den Stall wachsen Weizen, Gerste, Klee gras, Erbsen und Ackerbohnen, damit immer genug Futter für die Tiere da ist.

Wir sind in Berndorf, einem kleinen Dorf eine Stunde entfernt von Kassel. Hier im Norden von Hessen sieht die Landschaft unter den Frühlingswolken aus wie ein Modelleisenbahn-Deutschland: sanft an- und absteigende Hügel, dazwischen Dörfer, grün-gelbbraune Felder. Der Hof der Dietzels ist der einzige Biobetrieb im Ort. Vater und Sohn sind erst seit relativ kurzer Zeit Biobauern. Erst vor zwei Jahren haben sie begonnen, ihren 90 Hektar großen Betrieb von konventioneller auf ökologische Landwirtschaft umzustellen. Keine leichte Aufgabe. Immer wieder hört man von Biobauern, die ihren Hof aufgeben oder wieder auf konventionelle Landwirtschaft umstellen. Unter wel-

chen Umständen lohnt sich denn Bio für den Bauern überhaupt?

„Wir hätten das viel früher machen sollen“, sagt Christoph Dietzel. „Alle Biobauern, mit denen wir gesprochen haben, haben gesagt: Ihr habt zu lange gewartet.“ Seit Jahren schon boomt der Markt. Und obwohl in Deutschland noch nie so viele Biolebensmittel gekauft wurden wie heute, ist das wirtschaftliche Risiko einer Umstellung immer noch hoch: Erst nach 20 Monaten darf ein Landwirt für seine Tiere die höheren Preise für Biofleisch verlangen. Diese Umstellungszeit kostet Geld und erfordert zudem einen aufwendigen Umbau der Ställe. Zwar bekommt man dreimal so viel für ein Bioschwein wie für eins aus konventionellen Mastanlagen – man muss ihm aber auch dreimal so viel Platz geben.

Früher gab es im Stall der Familie Dietzel bis zu 1.500 Schweine, heute sind es weniger als 500. Sie stehen nicht auf einem Betonboden mit Ritzen, durch die der Kot fallen kann, sondern auf Stroh. Außerdem ist die Haltung von trächtigen oder säugenden Muttertieren in engen Kastenständen verboten. Sie säugen ihre Ferkel mindestens sechs statt nur drei Wochen. Und alle Schweine – egal ob Ferkel oder Mastschwein – können sich drinnen oder draußen aufhalten. All das sind Auflagen des Anbauverbandes Bioland, dem die Dietzels angehören. „In einem konventionellen Schweinestall hast du weder Tageslicht noch frische Luft. Darauf hatte ich keine Lust mehr“, sagt Dietzel.

Bio ist aber nicht gleich Bio. Neben dem Siegel von Bioland gibt es noch welche von den Verbänden Demeter und Naturland, das deutsche Bio-Siegel und das EU-Bio-Logo. Die Anforderungen unterscheiden sich zum Teil stark. Ein Beispiel: Während bei den deutschen Bioverbänden Kühe ausdrücklich nicht mit Stromschlägen erzogen werden dürfen, ist dies durch die EG-Öko-Verordnung nicht geregelt.

Christoph Dietzel sagt, ihm mache die Arbeit jetzt mehr Freude: „Ich sehe, wie die Schweine



Die Zahl der Ökolandbaubetriebe und ihre bewirtschaftete Fläche haben seit Mitte der 1990er-Jahre langsam und stetig zugenommen. 2016 betrug der Anteil der ökologisch bewirtschafteten Fläche an der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche 7,5 Prozent. Sie hat damit gegenüber 2015 um ein Prozent zugenommen. Das 20-Prozent-Ziel der Bundesregierung ist allerdings noch in weiter Ferne, aber bis 2030 ist ja noch Zeit



mit dem Stroh spielen. Man merkt, dass sie sich deutlich wohler fühlen.“ Auch der Ackerbau sei viel interessanter: „In der konventionellen Landwirtschaft ist das eigentlich nur wie Malen nach Zahlen. Man bekommt vom landwirtschaftlichen Berater seine Mittel. Die bringt man nach genauer Anleitung aus. Schritt eins, zwei, drei – und dann stimmt der Ertrag. Ohne Dünger und Pflanzenschutzmittel muss ich mir jetzt schon ein bisschen mehr Mühe geben mit der Fruchtfolge und dem Klee, mit dem wir Stickstoff im Boden anreichern.“

Christoph Dietzel hebt den hechelnden Bernie auf die Ladefläche seines Pick-ups. Er will auf den Feldern nach dem Rechten schauen. Im aufgewirbelten Staub des Feldwegs entsteht ein kurzer Cowboy-Moment: Country Life im Hessischen. Auf dem Acker fährt Christophs Vater Traktor. Bernd Dietzel, 62, ist ein freundlicher, ernster Mann, der wie sein Sohn die Hände beim Gespräch gern tief in die Hosentaschen schiebt. Seit 1978 arbeitet er auf dem Bauernhof, den er einst von seinen Schwiegereltern übernommen hat und den sein Sohn nun weiterführt.

Die Umstellung auf Bio war eine gemeinsame Entscheidung, auch wenn der Sohn die treibende Kraft war. Der Gedanke sei auch durch seine Frau Dorothee gekommen, die er während ihres Studiums in Münster oft besuchte: „Dort waren die Studenten eher ökologisch eingestellt. Als konventioneller Bauer, gerade wenn man wie ich damit aufgewachsen ist, muss man sich erst mal daran gewöhnen.“ Er selbst hat klassische Agrarwirtschaft in Soest studiert. „Man bekommt im Studium beigebracht, dass Dinge wie der Spaltenboden die einzig gescheite Lösung sind, und man denkt, das sei schon okay, was man da macht.“ Damit meint er auch die Manipulation am Körper der Tiere: das Beschneiden der Ringelschwänze etwa, damit die Tiere sich nicht aus Langeweile oder aufgrund der engen Haltung gegenseitig anfressen. Eigentlich ist das durch eine EU-Richtlinie nur in Einzelfällen erlaubt, aber nach Schätzungen schneiden konventionelle Landwirte in neun von zehn Fällen den Schwanz ab – ohne Betäubung. In Biobetrieben hingegen ist das Beschneiden der Schwänze verboten, bei der Ferkelkastration ist eine Narkose und/oder Schmerzbehandlung Pflicht. Ob die erst wenige Tage alten Tiere beim Abschneiden Schmerzen haben, ist nicht vollständig geklärt.

„Es existieren viele Vorurteile gegenüber der Biohaltung. Dass die Schweine im Dreck stehen und sich schneller mit Krankheiten anstecken etwa. Doch das ändert sich langsam. Auch ich habe irgendwann das eigene Wirtschaften infrage gestellt“, sagt Christoph Dietzel. Tatsächlich räumt selbst der Dachverband der ökologi-

Es ging auch um ihn: Auf einen Stall ohne Tageslicht hatte Dietzel keine Lust mehr

schen Landwirtschaftsverbände ein, dass bei Biolandwirtschaft besonders auf die Hygiene geachtet werden muss – sonst kommt es zu Parasiten und Krankheiten.

Und was sagt Vater Dietzel zum Schwenk auf Bio? „Die Frage, ob ich den Tieren mit konventioneller Haltung gerecht werde, beschäftigt mich schon lange. Bloß dachte ich immer, für uns als Schweinebetrieb sei eine Umstellung wirtschaft-

lich problematisch.“ Denn obwohl die Fleischproduktion von 1994 bis 2014 um fast 50 Prozent gesteigert wurde, ist der Markt für Bioschweine vergleichsweise klein. Weniger als ein Prozent der in Deutschland geschlachteten Tiere stammt aus ökologischer Landwirtschaft. Denn während Gemüse aus Bioproduktion meist kaum teurer als konventionelle Ware ist, kostet Fleisch oft das Mehrfache.

Insgesamt wächst aber die Nachfrage nach Bioprodukten seit Jahren. Im aktuellen, vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft in Auftrag gegebenen Ökobarometer gaben zwei Drittel der Befragten an, häufig oder immer Biolebensmittel zu kaufen. 2017 überschritt der Umsatz der Branche erstmals zehn Milliarden Euro. Damit ist Deutschland der größte Markt für Biolebensmittel in Europa. Mit der steigenden Nachfrage drängen auch Produzenten auf den Markt, die immer weniger mit den ursprünglichen Ideen gemein haben. Viele Biowaren kommen zudem aus dem Ausland, wo nicht selten die im Vergleich eher anspruchsvolle EU-Bio-Verordnung gilt. Ist der Markt nicht mittlerweile viel zu umkämpft?

„Für kleine Betriebe, die keinem Verband angehören, ist es schwer“, sagt der Sohn, und der Vater nickt zustimmend. Diese Betriebe haben kein offizielles Bioverbandssiegel und damit auch keine zusätzlichen Kosten für bestimmte Auflagen. Aber: „Sie haben eine unsicherere Vermarktungslage und sind schwankenden Marktpreisen viel stärker ausgeliefert. Wir haben das Glück, für unsere Schweine vertraglich festgelegte Preise zu bekommen“, sagt Dietzel. Den Großteil ihrer Schweine verkaufen die Dietzels über eine Erzeugergemeinschaft an

eine Regionalgesellschaft der Edeka-Gruppe. Ihre Tiere landen als zertifiziertes Biofleisch in Supermärkten in Dortmund und Münster, Bielefeld und Düsseldorf. „Ökologische Ernährungsweisen sind in den Städten viel ausgeprägter. Dort sind unsere Absatzmärkte. Ohne diese Kaufkraft wäre die Biowirtschaft so gar nicht möglich.“ Hier auf dem Land bekomme man beim Bier an der Theke schon mal einen dummen Spruch zu hören: „Du gehörst ja jetzt zu den Guten.“ Alles in allem seien die Nachbarn aber interessiert. „Unter unseren Freunden hier finden es alle gut“, erzählt Christophs Frau Dorothee. „Das heißt aber nicht unbedingt, dass sie auch Bioprodukte kaufen.“ ←





Du kannst mit dieser Fläche in Deutschland pro Jahr 560 g Kartoffeln oder 69 g Spargel produzieren

Diese Fläche bevölkern in Bayern durchschnittlich 15 Regenwürmer



15 Mal diese Fläche brauchst du, um eine Portion Nudeln mit Tomatensauce ...
100 Mal diese Fläche brauchst du, um Schweinebraten mit Rotkohl und Kartoffelklößen ...
... für vier Personen zu kochen

688 ml Rinder-Gülle verträgt dieser Boden pro Jahr maximal

Du bekommst pro Jahr mindestens 3 Cent Landwirtschafts-Subventionen von der EU. Wenn auf deiner Fläche ein Windrad gebaut wird, kannst du pro Jahr bis zu 2,5 Euro Pacht einnehmen

Diese Fläche reicht einem Mast-schwein nicht. Es braucht den sechsfachen Platz

Oder mach doch 43 g Weizen, 56 g Reis, 920 g Zuckerrüben bzw. 166 g Zucker, 103 g Erdbeeren, 4,5 g Rindfleisch



Das ist dein

Diese Doppelseite misst 1/8 so damit machen kannst –

Die Quellen zu unseren Zahlen findest du auf fluter.de/land/quellen

Als Ackerland kostet diese Fläche
0,79 Euro in den Niederlanden
0,65 Euro in Bayern
0,13 Euro in Brandenburg
0,03 Euro in Rumänien

Weil Ackerfläche weltweit knapp wird, investieren immer mehr Unternehmen und Staaten in fruchtbare Böden. Kritiker nennen das „Landgrabbing“ (Landnahme). 40 Prozent der Ackerfläche Rumäniens gehören zum Beispiel internationalen Investoren. Die Republik Kongo ist das freigiebigste Land: eine Fläche so groß wie Thüringen und Baden-Württemberg zusammen hat es an ausländische Investoren verpachtet oder verkauft. Weltweit wechselten seit dem Jahr 2000 Ackerflächen insgesamt etwa von der Größe Spaniens ihren Besitzer

8 Millisekunden – So viel Zeit braucht die Sahara, um im Senegal diese Fläche an Wüste dazuzugewinnen. Desertifikation, die Verwüstung des Bodens, ist in großen Teilen der Welt ein Problem

Wäre diese Fläche baureifes Bauland, würde sie 262 Euro in München und 7,20 Euro in Gera kosten

15.680 Doppelseiten nebeneinandergelegt (1960 m²) – so viel Ackerland gab es 2015 für jeden Menschen auf der Erde. Das ist jedoch ungleich verteilt: In den USA gibt es pro Einwohner mehr als doppelt so viel, nämlich fast 38.000 Mal diese Fläche. In den Vereinigten Arabischen Emiraten muss jeder Einwohner mit 320 Doppelseiten Ackerfläche auskommen. Deswegen kaufen sich viele Länder im Ausland Ackerland hinzu, wenn sie nicht nur vom Import abhängig sein wollen

Diese Fläche hat ein Huhn in Bodenhaltung zum Leben

Land

Quadratmeter. Schau mal, was du und was sie wert ist

0,0000009 Cent (\$) – so viel kostete die USA 1/8 Quadratmeter von Louisiana. Napoleon verkaufte ihnen die Kolonie 1803, um seine Kriege zu finanzieren. Der Landdeal zwischen USA und Frankreich gilt als einer der größten der Geschichte. Heute wäre diese Fläche etwa 8 Cent (\$) bzw. das 8,9-Millionenfache wert

Alles der Welt Feld

A small, black quadcopter drone with a camera attached is flying in the sky. The background is a vast field of golden-brown grain, likely wheat or barley, stretching towards the horizon under a cloudy sky.

Billige Preise aufs Korn genommen: In reichen Ländern geben die Menschen viel weniger von ihrem Einkommen für Lebensmittel aus als in armen Ländern. In Deutschland sind es rund zehn, in den USA circa sechs Prozent

Digitalisierung, Gentechnik, Nachhaltigkeit: Auf dem Gebiet der Landwirtschaft finden sich viele Debatten unserer Zeit wieder

→ Wenn du heute in den Supermarkt gehst, ist es völlig normal, dass alles im Überfluss da ist: Berge von Tomaten, Erdbeeren im Winter, Körbe voller Mangos, Bananen sowieso. Kaum noch vorstellbar, dass da früher oft nur ein paar Kartoffeln und ein paar Kohlköpfe lagen. Die letzte Hungersnot in Deutschland gab es im Winter 1946/47. Das Land war vom Krieg verwüstet, Eis und Schnee ließen die Versorgung zusammenbrechen. Viele alte Menschen haben diese entbehrungsreiche Zeit in lebhafter Erinnerung und gehen daher besonders sorgfältig mit Lebensmitteln um. Auch in den Jahrhunderten zuvor gab es immer wieder Ernteausfälle. Einer der schlimmsten ereignete sich zwischen 1845 und 1852 in Irland. Dort sorgte die sogenannte Kartoffelfäule, ein Pilzbefall, für eine riesige Hungersnot, in deren Folge von etwa 6,5 Millionen Iren eine Million starben und zwei Millionen auswanderten, viele davon in die USA.

Die Geschichte der Landwirtschaft handelt auch davon, wie man die Menschen vor solchen Katastrophen bewahren kann. Wie man Getreide, Gemüse und Obst vor schädlichen Würmern, Heuschrecken, Pilzen oder Käfern schützt. Neben Pflanzenschutzmitteln wurden auch Dünger entwickelt, um die Erträge zu erhöhen. Schwefel, Kalium oder Phosphor dafür fand man in der Natur.

Schon früher kreuzten die Bauern Pflanzen, um Erträge zu steigern und sie gegen Schädlinge immun zu machen. Die Gentechnologie war der nächste Schritt. Mit ihr gelang es, Pflanzen auch unter eher unwirtschaftlichen Bedingungen anzubauen oder sie mit speziellen Nährstoffen zu versehen, die der Mensch benötigt. Gerade in Ländern mit extremem Klima und großer Armut könnte das das Ernährungsproblem lösen. Allerdings gibt es viel Kritik an der Gentechnologie, auch weil die langfristigen Folgen für Mensch und Tier noch unerforscht sind. Daher hat die EU sehr strenge Richtlinien für deren Einsatz.

Auch die Digitalisierung nimmt zunehmend Einfluss auf die Landwirtschaft. Melkroboter, die mit Laserstrahlen Kuheuter abtasten, autonome Traktoren, auf denen niemand mehr sitzt, satellitengestützte Bewässerung: Das alles hat nur noch wenig mit Landromantik zu tun. Weil quasi weltweit Landwirtschaftsbetriebe miteinander konkurrieren und oft nur überleben können, wenn sie große Mengen produzieren, hat sich auch hierzulande die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe erheblich reduziert: von 900.000 im Jahr 1975 auf 267.000. Der Ertrag, den jeder einzelne Landwirt erbringt, ist dafür umso höher. Vor 100 Jahren hat jeder Bauer in Deutschland vier Menschen ernährt, heute füttert er rund 150 durch: Der Ertrag aus einem Hektar Weizen ist heute viermal so hoch wie vor 100 Jahren.

Zum Ende des Jahrhunderts wird die Zahl der Menschen von aktuell 7,6 auf bis zu 11,2 Milliarden steigen. Ob sich all diese Menschen ernähren lassen, ist nicht nur eine Frage der Mengen, sondern auch der Verteilung. Laut Schätzungen gibt es weltweit 815 Millionen Menschen, die hungern, und 2,2 Milliarden, die übergewichtig sind.

Wie global die Ernährungsfrage mittlerweile ist, sieht man am Soja – dem beliebtesten Futtermittel in der Tiermast. Obwohl der Fleischkonsum in Deutschland etwa so hoch ist wie 2005, ist die Fleischproduktion in diesem Zeitraum von 2,3 Millionen Tonnen auf vier Millionen Tonnen gestiegen. Besonders in der Massentierhaltung wird viel Soja verfüttert, das zu einem großen Teil aus Südamerika kommt, wo der Sojaanbau eine der Hauptursachen für die Abholzung des Regenwalds ist. Während Deutschland beim Fleisch zu den größten Exporteuren weltweit gehört, ist es bei Gemüse und Obst wiederum auf Importe angewiesen. Die Tomaten im Supermarkt kommen oft aus Treibhäusern in den Niederlanden, die Bananen und anderes aus Mittelamerika. Weil die Produktionsbedingungen oft schädlich für die Umwelt, das Klima und die Menschen sind, wächst seit Jahren die ökologische Landwirtschaft, und die Anzahl der Bioprodukte in Supermärkten nimmt zu.

Unter dem Druck, Lebensmittel billig zu produzieren, trägt die Landwirtschaft zur Naturzerstörung bei. Die Gülle aus der Massentierhaltung verunreinigt das Grundwasser, Monokulturen auf den Feldern laugen die Böden aus und zerstören die Lebensgrundlage von Insekten. Dass es nicht einfach ist, zwischen all den unterschiedlichen Akteuren und Ansichten einen Weg zu finden, kann man auch aus dem Koalitionsvertrag der Bundesregierung herauslesen. Dort ist von einer „nachhaltigen flächendeckenden Landwirtschaft“ die Rede, „sowohl ökologisch als auch konventionell“. Im Rahmen einer europäischen Agrarpolitik sollen „Tier-, Natur- und Klimaschutz“ gestärkt werden. Das könnte aber seinen Preis für die Verbraucher haben, denn zurzeit sind Lebensmittel in Deutschland verglichen mit anderen Industrieländern recht günstig. Gerade mal 10,3 Prozent des Einkommens geben die Deutschen für Lebensmittel aus. ←

Von
Oliver Gehrs

A close-up photograph of a cow's hindquarters and tail, showing the reddish-brown skin and the tail's structure. The image serves as the background for the text.

Warum ein Großteil des EU-Haushalts an die Landwirtschaft geht und wer davon profitiert

Gute Zuchtbullen können
beim Bauern für ein volles
Geldsäckel sorgen

Ein FAQ von Nicolas Rose

Warum und seit wann werden überhaupt Subventionen gezahlt?

Die Agrarsubventionen wurden 1962 mit dem Ziel eingeführt, Nachkriegseuropa mit genügend Lebensmitteln zu fairen Preisen zu versorgen. Die Zuschüsse sollten die Preisschwankungen abfedern und den Landwirten ein angemessenes Einkommen ermöglichen.

Um wie viel Geld geht es?

Rund 58 Milliarden Euro an Subventionen hat die EU 2017 für Agrarpolitik und die Förderung des ländlichen Raums ausgegeben. Das sind 37 Prozent des gesamten EU-Haushalts und somit der größte Ausgabeposten. Jeder EU-Bürger zahlt also durchschnittlich umgerechnet rund 113 Euro pro Jahr für diesen Bereich.

Welche Länder profitieren am meisten von den Subventionen?

Innerhalb der EU geht das meiste Geld an süd- und osteuropäische Länder. Unangefochten an der Spitze steht Frankreich. Aber auch die deutschen Bauern bekommen viel Unterstützung aus Brüssel, 2016 waren es rund 6,3 Milliarden Euro.

Wie wird das Geld verteilt?

Die EU verteilt die Gelder nach zwei Prinzipien: Direktzahlungen und Förderprogramme. Je mehr Hektar Land ein Betrieb hat, umso mehr Subventionen gibt's von der EU. Was auf den Feldern angebaut wird, spielte früher keine Rolle. Erst seit 2015 ist ein Teil der Subventionen an bestimmte Umweltschutzmaßnahmen gekoppelt. Dadurch sollen die Artenvielfalt und die Böden geschützt werden. Um die Subventionen voll zu erhalten, muss ein Landwirt mindestens fünf Prozent seiner Anbaufläche als Pufferfläche frei halten oder darauf beispielsweise Hecken pflanzen, Dauergrünlandflächen wie Weiden und Wiesen erhalten und vielfältige Pflanzenkulturen anbauen.

2017 gab es von der EU pro Hektar Land 280 Euro. Viele landwirtschaftliche Betriebe sind auf diese Zahlungen angewiesen, im Durchschnitt machen die Direktzahlungen rund 40 Prozent ihres Einkommens aus.

Anders als die Direktzahlungen sind die Förderprogramme nicht unbedingt unmittelbar auf die Landwirtschaft ausgerichtet, sondern sollen den ländlichen Raum allgemein fit für die Zukunft machen. Die Gelder fließen beispielsweise in den Ökolandbau, in Klimaschutzmaßnahmen oder den Tourismus. Im Gegensatz zu den Direktzahlungen kommt nur ein Teil des Geldes von der EU, den Rest zahlt das jeweilige Mitgliedsland.

Und wo ist das Problem?

Kritiker werfen der aktuellen EU-Agrarpolitik vor, dass Fehlanreize entstünden, immer mehr Ackerland zu schaffen und riesige Mastbetriebe zu bauen – schließlich werde Masse statt Klasse finanziell belohnt. Diese Koppelung der Subventionen an die Ackerfläche führe zu einem Ungleichgewicht im Markt. Die großen Betriebe bekämen immer mehr Gelder und würden noch größer, die kleinen verschwänden nach und nach vom Markt. Tatsächlich bekommen die zehn Prozent der Betriebe mit dem höchsten Einkommen über die Hälfte der EU-Direktzahlungen. Rund ein Siebtel des gesamten EU-Haushalts geht damit an etwa 750.000 Landwirtschaftsbetriebe, denen es sowieso schon gut geht.

Wer viel Land hat, der bekommt viele Subventionen. Das war nicht immer so. Bis 2003 vergab die EU ihre Gelder nach der produzierten Menge. Dadurch entstanden die berühmten Milchseen und Butterberge, und in den 1980er-Jahren überschwemmten über den europäischen Bedarf hinaus produzierte subventionierte Produkte die Märkte unter anderem in Entwicklungsländern.

Warum leiden die Bauern in Afrika unter den EU-Subventionen?

Auf afrikanischen Märkten landen zum Beispiel Hähnchenflügel aus Holland oder Tomatenmark aus Italien. Produkte, die in Europa mit Fördergeldern produziert wurden. Zwar wird der Export von zu viel hergestellten Lebensmitteln nicht mehr – wie noch bis 2015 – direkt bezuschusst, aber durch die Fördergelder für den Anbau sind die europäischen Produkte trotzdem konkurrenzlos günstig und verdrängen in den importierenden Ländern regionale Produkte.

Lässt sich die EU-Agrarpolitik anders gestalten?

Zurzeit fließen fast 80 Prozent der EU-Subventionen über Direktzahlungen an die Bauern, mit mehr oder weniger geringen Auflagen. Kritiker wie zum Beispiel der Naturschutzbund Deutschland fordern deshalb eine Abschaffung der Direktzahlungen. Ihrer Meinung nach sollten Subventionen nur noch an die Betriebe gehen, die eine Leistung für die Gesellschaft erbringen – sich also um den Umweltschutz kümmern und nachhaltig die Felder bewirtschaften.

Was hat das mit dem Brexit zu tun?

Weil Großbritannien rund 12 Milliarden Euro pro Jahr zum EU-Haushalt beigetragen hat, muss die EU sparen. Der Entwurf für den neuen Haushalt ab 2021 sieht vor, die Agrarsubventionen um fünf Prozent zurückzufahren und Großbetriebe weniger zu fördern. Dafür sollen die Direktzahlungen bei maximal 100.000 Euro pro Betrieb gedeckelt werden, kleinere und mittlere Betriebe sollen mehr Fördergelder pro Hektar bekommen. Auch die Umweltauflagen will die EU erhöhen. Wie die genau aussehen, darf aber jeder Nationalstaat selbst entscheiden. Umweltverbände halten die Vorschläge deswegen für unzureichend. Sie fordern, Subventionen nur noch für umweltfreundliche Landwirtschaft zu vergeben. ←

Jetzt gibt's



Früher aß man
Fleisch nur
einmal die Wo-
che, mittler-
weile steht es
ständig auf dem
Speiseplan

Oft wird über die Frage gestritten, ob man mit Bio ganz Deutschland ernähren kann. Viele Verfechter der konventionellen Landwirtschaft sagen Nein. Adrian Müller* forscht unter anderem zum Thema Produktivität der Landwirtschaft. Er hat eine andere Antwort (die nicht ganz so einfach ist)

Interview: Natascha Roshani

Beef

Herr Müller, lassen Sie uns übers Essen reden. Können Sie uns als Schweizer sagen, wie viel Fleisch wir Deutschen essen?

Die aktuellen Zahlen der vergangenen Jahre zeigen, dass Sie etwa 60 Kilogramm Fleisch pro Kopf im Jahr verzehren. In einem ganzen Leben sind das im Schnitt zwischen 640 und 720 Tiere. Obendrauf kommt noch die Menge, die im Müll landet, und das, was man heute gar nicht mehr auf dem Teller findet.

Und was und wie viel ist das?

In Deutschland wirft jeder durchschnittlich mehr als vier Kilo Fleisch und Wurst im Jahr weg. Sieben Prozent des Pro-Kopf-Fleischverzehrs macht das aus. Und was heute kaum mehr gegessen wird, sind vor allem Innereien und Tierteile wie Schweinsfüße oder Zungen. Da ist der Konsum über die letzten 30 Jahre um 90 Prozent zurückgegangen.

Für die Fleischproduktion braucht es ja jede Menge landwirtschaftliche Flächen ...

Ja, Futtermais ist beispielsweise auf fast einem Fünftel der Ackerfläche eine der größten Kulturen in Deutschland. Für die vielen tierischen Produkte, die gegessen werden, braucht man den Mais als gute Futterpflanze mit hohen Erträgen. Allerdings werden die Böden mit jahrelangen Maismonokulturen völlig ausgelaugt.

In Deutschland gibt es viele Menschen, die gegen den Einsatz von Pestiziden und Gentechnik sind. Wäre es denn möglich, die deutsche Bevölkerung nur mit Biolebensmitteln zu ernähren?

Wenn man weniger tierische Produkte isst, auf jeden Fall. Bei einer Umstellung auf Bio müsste der Konsum um 50 Prozent reduziert werden, damit Deutschland nicht mehr Land bräuchte. Wir sollten uns also die Frage stellen, ob wir wirklich so viel Fleisch, Milch, Käse und Eier essen müssen. Denn nur durch einen nachhaltigen Konsum können wir die Auswirkungen des Ernährungssystems auf die Umwelt verringern. Zum Beispiel gibt es durch die Düngung in der Landwirtschaft viel zu viel Stickstoff in den Böden. Das gesamte Produktionssystem ohne zusätzliche Veränderungen auf Bio umzustellen ist aber auch keine Alternative, weil wir dafür viel mehr Fläche benötigen. Deshalb brauchen wir eine Kombination, die die Produktion nachhaltiger macht und gleichzeitig die Konsumenten in die Pflicht nimmt.

Es geht also auch um Verzicht?

Das hört sich sehr negativ an. Sagen wir lieber, wir sollten die Tugenden Bescheidenheit und Klugheit attraktiv machen. So wie bisher können wir auf keinen Fall weitermachen. Es muss eine neue Werthaltung her, die eine freiwillige Konsumreduktion und ein Bewusstsein für planetare Grenzen beinhaltet. Aber das dauert mindestens zwei Generationen.

„Bio kann nicht die alleinige Lösung sein. Wir müssen weniger konsumieren“

Verfechter der Gentechnik weisen darauf hin, dass Landwirte mit Genpflanzen höhere Ernteerträge erwirtschaften können. Wäre das eine Alternative, um weiter dieselbe Menge Fleisch essen zu können?

Auch mit Gentechnik können wir die Erträge nicht so hochschrauben, dass wir gleich viel Fleisch produzieren können. Das schafft man nicht. Und das Problem der Nährstoffüberschüsse in Ökosystemen wäre dadurch auch nicht gelöst.

Sind Bio- und Industrielandwirtschaft zwingend unveröhnliche Gegensätze? Kann man vielleicht beides intelligent miteinander kombinieren?

Das Wichtigste ist eine Lebensmittelproduktion, die weniger Auswirkungen auf die Umwelt hat, kombiniert mit einem Konsum, der weniger totale Menge braucht. Und das heißt: weniger Abfall und weniger tierische Produkte. Dann spart man sich nämlich all die Futtermittel wie Getreide und Soja. Auf der Produktionsseite können wir die Umweltauswirkungen durch verschiedene Maßnahmen minimieren. Dazu gehört der Biolandbau mit weniger Pestizid- und Stickstoffdüngereinsatz. Aber die konventionelle Landwirtschaft hat auch Innovationen zu bieten, die für den Bioanbau attraktiv sind. Zusätzlich müssen wir die Leistungen, die die Ökosysteme erbringen, nutzen und den Fokus auf Dinge wie zum Beispiel die Bodenfruchtbarkeit setzen. Bio kann auch hier viel beitragen. Wir brauchen gute Ansätze aus allen Systemen.

Hinzu kommt, dass wir immer mehr Flächen für Windräder und Solarzellen nutzen. Wird das Land für Getreide und Gemüse knapp?

Solar frisst auf jeden Fall Fläche. Man sollte die Anlagen deshalb zumindest so hoch konstruieren, dass sich darunter

Hühner aufhalten oder dort auch Schafe grasen können. Sonst verliert man die Fläche ganz. Grundsätzlich gilt aber auch beim Energieverbrauch: Wir müssen versuchen, das System kleiner zu machen, also weniger Energie zu verbrauchen. ←

*Adrian Müller arbeitet für das unabhängige Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL)

„Die Bäcker gehen, die Türken kommen“

Teil 3



Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 3: Trogen, Franken

Alle Illustrationen
Golden Cosmos

→ Sie heißt Aline, sitzt in der Regionalbahn auf dem Sitz gegenüber und weiß alles über Bäume. Wie bunt eingefärbte Rattenschwänze hängen ihr die Dreadlocks über die Schultern. Sie trägt Stricksocken, Cordhose und eine Jacke aus neongelbem Fleece. Sie erzählt, dass sie in einer Achter-WG in Niederbayern auf dem Dorf lebt, dass sie in Sommernächten in Hängematten schläft und dass sie morgen von Nürnberg aus nach Vilnius fliegen wird, um für ihre Bachelorarbeit in Landschaftsarchitektur über litauische Wälder zu forschen. Sie erzählt, dass artengeschützte Zauneidechsen im Kiesbett der Bahn leben und dass es die Deutsche Bahn jedes Jahr Millionen kostet, die Zauneidechsen umzusiedeln. Bald drückt sie mir ein Baumbuch in die Hand, mit dem ich im Vorbeifahren Arten bestimmen soll. Noch als ich abends auf der Suche nach Nahrung durch das oberfränkische Kaff Trogen laufe, muss ich an die „Bastard Schwarz Pappel“ denken.

Dicht an dicht quetschen sich die Menschen in den Dönerladen im Schatten der Kirche, an dem sich die Dorfgeister scheiden. Bevor sie alt und greis wurde, backte die Bäckerin hier viele Jahrzehnte lang Brot, seit zwei Wochen nun ist der Türke drin. Das sagen sie hier wirklich so: Türke drin, wie Wurm drin. Eine frustrierte Mittfünfzigerin schnaubt beim Vorbeilaufen: „Die Bäcker gehen, die Türken kommen, so geht’s mit Deutschland danieder.“

Abseits vom Dorf, am Endes des Feldwegs unter der pink untergehenden Sonne, steht eine kleine Holzhütte, in deren Fenster neonrot ein OPEN-Schild flackert. Stattliche Männer, die davon angezogen werden wie Mücken vom Licht. Kein Kreuz über der Tür, stattdessen ein Hausaltar, dekoriert mit Fußballschals und -wimpeln. Dort, wo in anderen Landkapellen Heiligenbilder hängen, ist ein Fernseher. Davor stehen zwei Dutzend Männer, die zum Fußballspiel grölende Männergeräusche machen und den Fernseher beschimpfen, als würde das irgendwie helfen. Nach dem Spiel trotten mein neuer Freund Flo und ich nebeneinanderher über den Feldweg, beschienen vom vollen weißen Mond, zurück ins Dorf. Zum Abschied umarmen wir uns kurz. „Weißt du“, sagt Flo noch, bevor er in die Hofeinfahrt einbiegt, „das, was du machst, wäre bei uns nicht möglich. Einfach ausbrechen aus der festen Struktur und quer durchs Land...“ Dann dreht er sich um und tritt aus dem Schein der Laterne, die aussieht, als stünde sie am Set von „Singin’ in the Rain“. ←



Der Wald spielt nicht
nur wirtschaftlich
eine große Rolle. Er
ist in der deutschen
Kultur ein romanti-
scher Ort, der unter
anderem die Literatur
befeuerte

Reinigende Sache

→ Beim Spaziergang ist es einem vielleicht manchmal gar nicht so bewusst, aber der Wald ist nicht nur ein einzigartiges Ökosystem, er ist auch ein ausgewiesenes Wirtschaftsgebiet: Sein Holz ist Brennstoff, oder es wird zu Möbeln oder Papier verarbeitet. Der Umsatz mit dem Rohstoff Holz betrug im Jahr 2014 ca. 178 Milliarden Euro, 1,1 Millionen Menschen bietet der Wald als Arbeitgeber eine Lebensgrundlage.

Fast ein Drittel Deutschlands besteht aus Wald. Zwischen 2002 und 2012 hat diese Fläche sogar zugenommen. 58.000 Hektar Wald gingen verloren, 108.000 Hektar neuer Wald kamen hinzu. Das ist eine ziemlich gute Nachricht, denn der Wald ist ein wichtiger Kohlenstoffspeicher. Im Holz der

Waldbäume und in den Waldböden sind aktuell rund 2,5 Milliarden Tonnen Kohlenstoff gebunden. Zusätzlich entzieht der Wald der Atmosphäre durch das Wachstum der Bäume CO₂. Nach Abzug des geernteten Holzes verbleiben im Wald jährlich rund 58 Millionen Tonnen CO₂; der Wald ist somit ein ziemlich guter CO₂-Minderer und beugt so dem Klimawandel vor.

Fichte, Kiefer, Buche und Eiche – das sind die häufigsten Baumarten in den deutschen Wäldern. Das Durchschnittsalter der Bäume liegt bei 77 Jahren. Die Bundesländer mit dem meisten Wald sind Rheinland-Pfalz und Hessen (je 42 Prozent), am wenigsten Bäume stehen in Schleswig-Holstein (11 Prozent) und in Hamburg und Bremen (12 Prozent). ←

In aller Stille



stirbt eine Welt

Es gibt keine Mai-
käfer mehr: So
heißt ein bekanntes
Lied von Reinhard
Mey. Wie es aus-
sieht, kann man da
noch ein paar
Strophen dranhängen

Die Anzahl der Insekten nimmt ab. Das ist ein Drama

Von
Arno Frank

→ Am Frankfurter Flughafen kamen sich vor ein paar Jahren zwei Riesenflieger gefährlich nah. Auf der einen Seite der Airbus A380, für dessen Werft ein Wäldchen weichen sollte. Auf der anderen Seite der Hirschkäfer, der in diesem Wäldchen zu Hause war. In meiner Kindheit im Pfälzerwald musste man diesem gemächlich durch die Lüfte gongelnden Giganten förmlich ausweichen, so viele davon schwärmten im Mai umher. Das ist vorbei. Heute steht das kuriose Ungetüm auf der Roten Liste gefährdeter Tiere, Pflanzen und Pilze Deutschlands.

Es ist die moderne Forstwirtschaft mit ihrem Hang zum Aufräumen, die den Hirschkäfer an den Rand des Aussterbens gebracht hat. Im Rahmen der Flurbereinigung soll jedes Gebiet den größtmöglichen Nutzen bringen. Alternde Bäume und tote Stämme stören bei der Forstbewirtschaftung und dürfen nicht im Wald liegen bleiben. Seitdem findet nicht nur der Hirschkäfer kaum mehr Eiablageplätze. Sein Verschwinden ist, wie das der aussterbenden Bienenvölker, nur ein besonders deutliches Zeichen für eine ökologische Katastrophe, die sich nicht am fernen Amazonas oder in chinesischen Industriegebieten ereignet. Sondern vor unserer Haustür.

Zuletzt sorgte eine Studie von Insektenforschern aus Deutschland, Großbritannien und den Niederlanden für Aufsehen. Die Entomologen hatten über 27 Jahre an 63 verschiedenen geschützten Standorten und in mehr als 1.500 einzelnen Messungen ermittelt, dass die Biomasse der eingefangenen Insekten dramatisch zurückgegangen ist. Es gibt kaum Zweifel daran, dass mit dem Schwinden der Masse auch das Aussterben im Kleinen und Aller kleinsten voranschreitet. Stark rückläufig sind beispielsweise die Bestände von Wiesenschmetterlingen in Europa, Schätzungen zufolge um bis zu 50 Prozent zwischen 1990 und 2011. Es geht offenbar gerade in aller Stille eine ganze Welt verloren. Die

Gründe dafür sind vielfältig. Sie reichen von monokultureller und intensivierter Landwirtschaft für die Fleisch- und Energieproduktion über die Zuführung von Pestiziden und Überdüngung mit Gülle bis zur Versiegelung von Flächen und der Überbauung von Brachen. Der Marienkäfer überwintert in den Spalten von altem Holz, im Frühjahr macht er sich auf die Suche nach Blattläusen. Auf einem versiegelten Acker findet er keins von beidem. Hoch spezialisierten Sechsheinern, deren Lebensraum oft nur wenige Quadratmeter umfasst, ist systematisch die Lebensgrundlage entzogen worden. Und damit auch Fröschen, Fischen, Echsen oder Vögeln, die wiederum von diesen Insekten leben.

Ein Problem ist das nicht etwa aus romantischen, sondern aus ganz praktischen Gründen. In gesunden Ökosystemen hängt alles mit allem zusammen. Der Mensch ist Teil eines Ganzen, dessen Fundament die Insekten sind. Bricht die kleine Welt weg, geraten auch die Grundlagen der großen Welt ins Rutschen. Denn nicht nur Bienen, auch Käfer, Motten, Wespen und andere Vertreter des wirbellosen Flugpersonals bestäuben weltweit Pflanzen jeder Art – etwa Apfelbäume. Damit fallen eben auch Obst und Gemüse weg, auf die wir Menschen angewiesen sind. Wenn die Insekten nicht mehr bestäuben, müssen die Menschen ran und, wie heute schon in der chinesischen Provinz Sichuan, Obstbäume per Hand bestäuben.

Gemessen an der Größe der Katastrophe erscheinen die Möglichkeiten zum Gegensteuern überraschend simpel. Intensiv genutzte Ackerflächen sollten schrumpfen oder doch wenigstens um wilde Wiesen und Äcker ergänzt werden. Eine Agrarwende zu mehr Nachhaltigkeit würde helfen. Parallel zur Politik sind aber auch die Verbraucher gefordert. Die unbremste Nachfrage nach billigem Brot und Fleisch macht den Einsatz von Düngemitteln und Pestiziden erst nötig.

Zuletzt lässt sich mit wenigen Mitteln die pflegeleichte Monokultur des heimischen Gartens in ein Paradies für Summ- und Krabbelgetier verwandeln. Mit Insektenhotels kann sogar ein Balkon in der Stadt zu einem winzigen Refugium für Wildbienen und andere Insekten gemacht werden. Und eine Maßnahme, die Ökonomie und Natur gleichermaßen nützte, unternahm die Stadt Augsburg: Das Tiefbauamt ließ 25.000 veraltete Quecksilberleuchten und Leuchtstoffröhren in Straßenlaternen gegen moderne Natriumhochdrucklampen austauschen. Die Umrüstung lohnt sich nicht nur finanziell für die Stadt, sondern hilft auch den Insekten: Weil diese sich am kühlen Mondlicht orientieren, lockt sie das gelbliche Licht der neuen Lampen viel weniger an. Zehnmal weniger Insekten sterben dadurch nachts in Augsburg, und die Lampen müssen seltener gereinigt werden. Trotzdem verenden vielerorts noch immer Nacht für Nacht haufenweise Insekten im Licht der Laternen, allein in Deutschland sollen es schätzungsweise mehr als eine Milliarde sein.

Für die Hirschkäfer am Frankfurter Flughafen konnte die Katastrophe abgewendet werden. Die Werft für das Flugzeug ist zwar längst gebaut, aber die Eichenbaumstümpfe mit den Larven des Hirschkäfers wurden umgesiedelt. Seine Population hat sich erholt, die schleichende Katastrophe ist damit aber nicht abgewendet. Nur vertagt. ←



Wo ostfriesische Palmen wachsen

Von Fabian Dietrich
Fotos: Jörg Brüggemann



Copyright auf Karotten? Saatgut, das man nur einmal auf die Felder streuen kann? Dieser Entwicklung setzen manche Züchter ein Konzept von Sortenvielfalt entgegen

→ Das ist die Geschichte von Pflanzen, die aus der Erde wachsen, ihre Blätter aufrichten und irgendwann Blüten bilden, in denen eines Tages Samen zu finden sind. Das ist aber auch die Geschichte vom Menschen, der die Kontrolle über diesen Prozess erlangen will.

Jahrtausendlang hatte jeder Landwirt von der Aussaat bis zur Ernte alles selbst in der Hand. Der Bauer oder Gärtner behielt einen Teil seiner Ernte als Saatgut. Er züchtete und kreuzte seine Pflanzen, verbesserte den Wuchs, die Robustheit, die Frucht und ihren Geschmack. Das Saatgut veränderte sich Jahr für Jahr und passte sich den Böden, den Schädlingen und dem lokalen Klima an. Es wurde eingelagert, ausgebracht, mit den Nachbarn getauscht. In jeder Saison waren die Nutzpflanzen ein bisschen anders. Die Idee, dass irgendeiner irgendein Recht an einer bestimmten Karottensorte haben könnte, oder dass jede Karotte gleich aussehen müsste, war damals noch nicht geboren.

Doch vor etwa 100 Jahren begann der Staat für Ordnung auf den Feldern zu sorgen. Jede Kartoffel wurde fortan gemes-

sen, beschrieben und in irgendeine Liste gepackt. Wer eine neue Sorte züchtete und sie gewerblich vertreiben wollte, musste sie anmelden. Und der Staat, der ein Interesse an hohen Erträgen hatte und die Qualität der Samen sicherstellen wollte, entschied, ob sie erlaubt war oder nicht. Im Gegenzug bekam der Züchter irgendwann exklusive Rechte an der Vermarktung seiner Pflanze. Unter anderem, weil normale Bauern oft weder Zeit noch Geld für solche Prozeduren hatten, entstand die Saatgutindustrie.

„Wir wollen Freiheit für Sorten!“, fordert der Züchter und Aktivist Ludwig Watschong. Er ist ein hagerer Mann, der eine abgewetzte blaue Arbeitshose und eine zerschlissene Gärtnerweste trägt und zu den Pionieren der Saatgutbewegung in Deutschland gehört. Schon vor mehr als 30 Jahren begann sich Watschong Sorgen um die genetische Vielfalt der Nutzpflanzen zu machen. Viele Obst- und Gemüsesorten, die man früher auf deutschen Märkten finden konnte, drohten aussterben oder waren bereits verschwunden. Stattdessen baute ein wachsender Teil der Landwirte dasselbe an.

Staat und Saatgutindustrie haben gemeinsam dafür gesorgt, dass die Ernteerträge in Deutschland und Europa enorm gestiegen sind, diese Steigerungen wurden aber mit einem erhöhten Einsatz von Giften und einem Rückgang der Vielfalt in den Feldern und Gärten erkauft. Watschong und seine Mitstreiter erkannten diese Entwicklung schon in den 1980er-Jahren. Sie gründeten den „Verein zur Erhaltung der Nutzpflanzenvielfalt“ (VEN), aus dem später in Witzenhausen, dem Zentrum des deutschen Ökolandbaus, der Saatgutversand „Dreschflegel“ hervorging. Auf 17 Höfen in ganz Deutschland züchten und vermehren die Mitglieder des Kollektivs „Dreschflegel“ heute Pflanzensorten, die in der industriellen Landwirtschaft keine Chance bekommen. Ein Gärtner in Ostfriesland hat sich zum

Beispiel auf verschollene Grünkohlsorten wie die Ostfriesische Palme und den Diepholzer Dickstrunk spezialisiert. Ein anderer, der zwischen Schwarzwald und Kaiserstuhl anbaut, kümmert sich um Zackengurken, Hirschzungen und Teufelsohren.

Jeder Samen, der heute gewerblich auf einem europäischen Feld ausgebracht wird, hat eine langwierige und teure sogenannte Wertprüfung hinter sich. Zwölf EU-Richtlinien regeln, wie Saatgut beschaffen sein muss. Jedes Blatt einer Pflanze wird gemessen und mit Farbschablonen verglichen, jede Frucht gewogen und analysiert. In Behörden wie dem Bundessortenamt betreibt der Staat einen beachtlichen Aufwand, damit er Pflanzen wie Industrieprodukte bei der TÜV-Prüfung behandeln kann. Mehrere Jahre müssen die Nachkommen eines Samens immer identisch aussehen, um zugelassen zu werden. Wenn Früchte oder Blätter größer oder kleiner werden, wenn sie zu seltsamen Formen verwachsen oder die Farbe ändern, fallen sie durch. Es gibt allerhand technische Kriterien, die eine europäische Gemüsesorte für die Zulassung erfüllen muss. Ist sie ein Fortschritt? Sind die Erträge höher? Ist sie resistenter gegen Krankheiten, braucht sie weniger Pestizide? Wie eine Tomate, Kartoffel oder Gurke aussieht, ist sehr wichtig. Ob sich das aus dem Weizen gemahlene Mehl wirklich zum Backen eignet, auch. Ob unser Gemüse nach etwas schmeckt, ist dagegen weitgehend egal.

Der Hof von Ludwig Watschong liegt im Weserbergland, dem Grenzgebiet zwischen Niedersachsen und Hessen. Sanft geschwungene Hügel umrahmen seine Beete und sein Gewächshaus. Seine Arbeit ist der radikale Gegenentwurf zu Unternehmen, die ihre Pflanzen in Labors erschaffen, mit genetischen Manipulationen verändern und bestrebt sind, sich nicht nur den Sortenschutz, sondern sogar Patente zu sichern, eine viel weitreichendere Form von geistigem Eigentumsrecht. Bei Ludwig Watschong werden wilde Pflanzen nicht wie Unkraut behandelt, sondern sie dürfen sich in seinen Beeten gerne aussäen. Brennesseln wachsen neben Pflanzbottichen,

Freiheit für alle Sorten – so lautet der Schlachtruf der Pflanzenretter

in denen eine seltene Wildreissorte aus Kanada keimt. In einem Folientunnel ragen die Spitzen von Zwiebeln aus der Erde. Daneben steckt ein besonderer Liebling von Watschong im Boden, der Elefantenknoblauch, eine handtellergroße Knolle, deren Zehen nach Porree schmecken.

Wie aufwendig die Arbeit eines Züchters ist, zeigt die Kerbelrübe, an der Watschong 1990 zu arbeiten begann. Die Rübe, die in Europa jahrhundertlang ge-

gessen wurde, war praktisch nicht mehr vorhanden. Sie war einfach zu schwierig anzubauen und brachte zu niedrige Erträge. Watschong brauchte mehr als 20 Jahre, um diese Pflanze zurück in die Gärten zu bringen. Er kreuzte insgesamt zwölf verschiedene Rübenlinien, die er sich unter anderem aus Genbanken besorgte, bis er 2011 endlich wieder eine rückgezüchtete Kerbelrübe in der Hand hielt. So ein Gemüse wird oft als „alte Sorte“ bezeichnet, doch Watschong hält diesen Begriff für Quatsch: „Man denkt da so statisch. Auch eine vor 200 Jahren gezüchtete Sorte, die ich in meinem Garten anbaue, ist jedes Jahr wieder neu.“

Der potenzielle Vorteil dieser seltenen Sorten ist, dass in ihnen womöglich genetisches Material schlummert, das der Mensch bei Veränderungen des Klimas irgendwann einmal dringend brauchen könnte. Wer weiß, ob die Kerbelrübe nicht resistent gegen eine Krankheit ist, die in 20 Jahren auftritt und dann alle anderen Karotten dezimiert? Auch der Staat ist von der Bedeutung solcher seltenen Nutzpflanzen überzeugt. Statt dafür zu sorgen, dass sie auf möglichst vielen Äckern wachsen, werden diese Ressourcen jedoch nur in Genbanken verwahrt.

Während Watschong und seine Mitstreiter früher Tricks und Grauzonen nutzen mussten, um seltene Sorten in den Handel zu bringen (so wurden Kartoffeln beispielsweise als „Ansichtsexemplare“ verkauft, die nur bei „unsachgemäßer Behandlung“ keimten), ist die rechtliche Situation in den letzten Jahren für kleine Züchter besser geworden. Es scheint, als würde die genetische Vielfalt in den europäischen Gärten

und Feldern an Bedeutung gewinnen. In den letzten europäischen Richtlinien zum Thema sind daher Ausnahmen enthalten. Die Samen von „Dreschflegel“ gelten als Amateur- und Erhaltungssorten und werden nicht mehr so streng geprüft wie zuvor. Im April 2018 stimmte das EU-Parlament für eine neue Bioverordnung, die wesentliche Erleichterungen für ökologisch arbeitende Züchter bringen soll.

Würde Watschong denken wie der Manager einer herkömmlichen Saatgutfirma, würde er versuchen, sich die Kerbelrübe sofort europaweit schützen zu lassen. Aber seine Kunden sollen die Samen der Kerbelrübe gerne selber weitergeben und vermehren, dass sich Pflanzen verbreiten ist ihm wichtiger als der Gewinn. „Das hier ist mein Leben“, sagt Watschong und deutet stolz auf seine Beete. ←



Den globalen Saatgutmarkt haben in den letzten Jahren wenige große Firmen dominiert, die nicht nur Samen, sondern auch passende Pestizide mitverkaufen. In Zukunft werden drei Megakonzerne, darunter Bayer/Monsanto, mehr als 60 Prozent der globalen Märkte für kommerzielles Saatgut und Agrarchemikalien beherrschen

System change, not climate change

Teil 4



Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 4: Nemsdorf- Göhrendorf, Sachsen-Anhalt

→ In Göhrendorf sitzen drei Generationen Lehmann an einem Tisch und vergleichen damals mit jetzt. „Früher war mehr Arbeit“, sagt die Großmutter. „Früher war mehr Gemeinschaft“, sagt der Vater. Früher, hör mir auf mit früher, muss sich Flori doch denken, geboren 1990, letzter Jahrgang *made in East Germany*.

Auf dem Tisch stehen Stullen und Hagebuttentee, an der Wand Blümchentapete und ein Abreißkalender der Agrarnossenschaft. Oma ist noch immer Mitglied dort und nie richtig angekommen in einem Land, das sie mit 55 als „unproduktiv“ deklarierte. Der Sohn ist aus der großen Stadt zurück-

gekehrt ins Dorf, um auf der Asche neu auszusäen. Die Oma sagt: „Sämtliche Industrie hier ist nach der Wende kaputtgemacht worden. Dat wurde alles hier zerschlagen, damit der Absatz des Westens jesichert ist.“ Der Vater sagt: „Jeder kocht hier sein eigenes Süppchen. Früher jab’s zwei Fußballclubs, heute jibt’s keinen mehr. Die übriggebliebenen treffen sich heute zum Tischtennisspielen. Faschingsverein? Jibt’s nicht mehr. Und bei den Pfingstburschen ist’s janz schlimm, früher waren’s immer 15 bis 20, heute müssen wir Alten aushelfen. Früher hätten se unser eins dafür noch ausm Wald jejagt.“

Bald sitzen Flori und ich im Auto, machen eine Rundfahrt durch die Region. Aus den Boxen Schreigeschrabbel von Floris Hardcore-Band Extinct: „Eatn by your hatred/ caught up in despair/ the guilt is on the strangers/ that never weren’t there.“

Flori trägt eine IG-Metall-Kappe, ausgebeulte Jeans, ausgedehnte Ohrlöcher, einen Umhängebeutel mit Aufklebern drin. „Antifa bleibt Landarbeit“ steht drauf. Flori lässt sich zum Pädagogen ausbilden, ist bekennender Marxist und sitzt für die Linkspartei im Gemeinderat. Wo beim bayrischen Nachwuchs eher politischer Gleichmut herrscht, muss sich die Jugend im Osten entscheiden: Fascho oder Zecke? „Landser hat hier jeder mal jehört – die Frage ist: Hörst du damit auf – oder jehste weiter?“, sagt Flori.

Wir fahren vorbei an einer Bushaltestelle, darin stehen zwei verwaiste Paletten Bier neben zwei grimmig dreinguckenden Oldschool-Nazis. So kontextlos mit ihren Camouflagehosen, kahl rasierten Schädeln und 88-Tattoos sehen sie aus wie ausgestopfte Karikaturen aus einer längst vergangenen Zeit. An einem Laternenpfahl klebt ein „Wehr dich“-Sticker der Identitären. Flori klebt einen drüber, auf dem steht: „System change, not climate change!“

Warum bist du zurückgekehrt, Flori? „Heimweh“, sagt Flori, der im Dachgeschoss über seinen Großeltern wohnt. „In Berlin biste immer am Rennen, obwohl de weißt, dass die nächste Bahn in drei Minuten kommt. Immer die Angst, da irjendwo was zu verpassen.“ ←

→ Rings um das südafrikanische Städtchen Graaff-Reinet erstreckt sich das Gestrüpp bis zum Horizont, nur unterbrochen von ein paar Hügeln und knorrigen Bäumen. Doch mitten in der kargen Karoo-Halbwüste erhebt sich das Herrenhaus einer Farm, mit weißen Säulen und gepflegtem Rasen: Auf dem Anwesen Bloemhof züchtet die Farmerfamilie Murray seit 1838 Schafe und Rinder sowie die lokale Antilopenart Springbok.

Wer Julian Murray besucht, der Bloemhof heute in der vierten Generation leitet, könnte sich in die Kolonialzeit zurückversetzt fühlen: ein Weißer in einer feudalen Villa, ringsum endlose Weiden, auf denen dunkelhäutige Arbeiter für ihren Boss schufteten. Und tatsächlich kamen viele Europäer wie die Murrays vor mehreren Hundert Jahren als Kolonialherren an die Südspitze Afrikas. Sie vertrieben die Schwarzen, die hier ursprünglich gewohnt hatten, und rissen sich Grund und Boden unter den Nagel. Heute sind die Nachfahren der ersten Murrays immer noch Großgrundbesitzer – ihre Arbeiter und Angestellten dagegen haben meist nicht mehr als ein paar Beete, auf denen sie zum Eigenbedarf Mais oder Kartoffeln anbauen.

Sind die südafrikanischen Farmer also Ausbeuter, die Schwarzen die Ausgebeuteten? Ganz so eindeutig ist die Lage nicht. Denn Julian Murray ist auch ein wichtiger Arbeitgeber in der ansonsten öden Gegend, wo viele Einwohner ohne Job sind. Der Farmer behandelt seine Arbeiter fair und lässt deren Kinder in einer eigenen Schule unterrichten. Kaum einer der Schwarzen würde die Murrays loswerden wollen.

Trotzdem muss sich die Farmerfamilie möglicherweise bald ein neues Zuhause suchen. Denn das südafrikanische Parlament hat gerade den Weg dafür geebnet, um den Landraub der Kolonialzeit rückgängig zu machen: Der Staat soll künftig Landbesitzer ohne Entschädigung enteignen können. Gerade wird geprüft, ob sich die Verfassung dementsprechend ändern lässt. In dem Beschluss steht zwar kein Wort über Hautfarben – doch es ist klar, dass er vor allem weiße Farmer im Visier hat. Schließlich sind nach Angaben der Regierung 72 Prozent der privaten Felder und Wälder in der Hand von weißen Südafrikanern. Und das, obwohl die Weißen weniger als zehn Prozent der Bevölkerung ausmachen. Die schwarze Mehrheit besitzt dagegen gerade mal acht Prozent des Landes.

Die krasse Ungleichheit ist eine Folge der jahrzehntelangen Apartheidspolitik Südafrikas. So betrachteten sich die Weißen als die überlegenen Herren des Landes. Um die Rassen voneinander zu trennen, teilten sie 1913 per Gesetz das gesamte Staatsgebiet auf. Schwarze bekamen dabei nur 7,3 Prozent der Fläche zugeschrieben.

Als schließlich 1994 Nelson Mandela als erster schwarzer Präsident Südafrikas sein Amt antrat, kündigte er an, eine „demokratische und freie Gesellschaft“ zu schaffen, in der alle Menschen die gleichen Chancen haben sollten. Mandela und

Farm

In Südafrika besitzt die weiße Bevölkerungsminderheit zwei Drittel des privaten Landes. Ein jahrhundertealtes Unrecht. Die neue Regierung will es nun ausgleichen, indem sie den Eigentümern ihren Grund und Boden einfach wegnimmt

Von Florian Sievers

seine Partei, der Afrikanische Nationalkongress (ANC), wollten das Unrecht aus der Kolonialzeit und der Zeit der Rassentrennung wiedergutmachen. Und dazu gehörte vor allem, dass die vertriebene schwarze Bevölkerungsmehrheit ihr Land zurückerhält. Doch allen Ankündigungen zum Trotz: Viel hat sich in den vergangenen Jahrzehnten nicht getan. Zwar erwarb die ANC-Regierung Farmen von verkaufswilligen Besitzern und übergab diese an Schwarze, deren Familien einst vertrieben worden waren. Doch weil die Bürokratie mit der Rückgabeprozedur überfordert ist, wurden bislang gerade mal zehn Prozent des Landes neu verteilt.

Viele Schwarze sind frustriert vom schleppenden Wandel, zumal die Wirtschaft vor sich hin dümpelt. Vor allem dunkelhäutige Südafrikaner leiden unter der sehr hohen Arbeitslosigkeit. Die allgemeine Unzufriedenheit hilft der linksradikalen, populistischen Partei Economic Freedom Fighters (EFF). Deren Anführer Julius Malema, der 2012 aus dem ANC ausgeschlossen wurde, hat den Antrag auf Enteignungen ohne Entschädigungen durchs Parlament gebracht. „Die Zeit der Versöhnung ist vorbei, wir wollen Gerechtigkeit“, tönte Malema hinterher triumphierend. „Die Weißen sollen froh sein, dass wir nicht zum Völkermord aufrufen.“

„Enteignungen ohne Ausgleichszahlungen sind nicht mehr als staatlich

& reich



Take back the land:
Die Frage des
Landbesitzes führt
in Südafrika zu
Spannungen.
Weil die Wirtschaft
schwächelt, geraten
die Politiker unter
Handlungsdruck

organisierter Raub“, kritisiert Mmusi Maimane, Anführer der Oppositionspartei Democratic Alliance, „und der ist schädlich für Wirtschaftswachstum und Entwicklung.“ Der Präsident des Landwirtschaftsverbands Agri SA, Dan Kriek, gab zu bedenken, dass der „Landraub“ auch südafrikanische Banken in den Abgrund reißen könnte. Schließlich hätten viele von ihnen Kredite an Bauern vergeben – die diese aber ohne die Einkommen aus ihren Farmen nie zurückzahlen werden. Die Folge wäre eine Abwärtsspirale für die gesamte Wirtschaft.

Manche Kritiker warnen auch vor einem Schreckensszenario wie im nördlichen Nachbarland Simbabwe. Dort hatten während der Kolonialzeit Weiße ebenfalls einen Großteil des Farmlands an sich gerissen. Allerdings galt das Land mit seinen fruchtbaren Böden bald auch als „Kornkammer Afrikas“ und exportierte Lebensmittel, die Wirtschaft boomte. Doch zur Jahrtausendwende ließ Diktator Robert Mugabe Tausende weiße Farmer vertreiben und manche sogar lynchen, um seine Beliebtheit bei der schwarzen Bevölkerungsmehrheit zu steigern. Daraufhin brach in einer Kettenreaktion fast die gesamte simbabwische Wirtschaft zusammen.

Viele der Farmen, die die südafrikanische ANC-Regierung weißen Bauern bereits vor einigen Jahren gegen eine Entschädigung

**Manche warnen
vor dem Beispiel
Simbabwe, wo
die Wirtschaft
kollabierte**

abgekauft und an Schwarze vergeben hatte, verfielen heute. Deren neue Besitzer verkauften die Maschinen, zogen in die Stadt und überließen das Land sich selbst. Andere waren mit der Bewirtschaftung überfordert, schließlich hat die Apartheid auch dafür gesorgt, dass vor allem eine urbane schwarze Arbeiterschaft entstand. Viele Menschen wollen lieber einen Job in der Stadt, als mühsam auf den teils kargen Böden des Landes Obst und Gemüse zu ziehen. Nach Schätzungen liegen mehrere Millionen Hektar südafrikanisches Ackerland brach.

Trotzdem will der neue südafrikanische Präsident Cyril Ramaphosa die Landreform nun ernsthaft angehen. „Wir sollten das Ganze nicht so verstehen, dass wir Leuten Land wegnehmen“, erklärte er. „Wir geben es lediglich an seine ursprünglichen Eigentümer zurück.“

Allerdings sollen bei Enteignungen keine intakten Farmen zerstört, die Ernährungssicherheit nicht gefährdet und insgesamt das Wirtschaftswachstum nicht gestört werden. Eine hohe Hürde – und vielleicht die Rettung für viele weiße Farmer. Aber Ramaphosa weiß auch, dass er das Unrecht endlich ausgleichen muss. „Wenn wir das nicht angehen“, warnte er, „wird dieses Problem, das unsere Nation schon seit Jahrhunderten belastet, in unseren Händen explodieren.“ ←

Nur nicht nirgendwo

Von Vinzenz
Hokema

Wenn Geflüchtete kleinsten
Gemeinden zugewiesen
werden, verlangt das nicht
nur ihnen viel ab, sondern
auch dem Engagement der
Alteingesessenen. Unser
Autor hat seine Masterarbeit
über das Ankommen von
Geflüchteten in ländlichen
Räumen geschrieben

→ In Städten ist Migration der Normalfall und hat die Kultur geprägt. Migranten sind Chefinnen und Arbeitskollegen. In einem Park in Berlin stehen so viele kleine mobile Garküchen, dass er nun von den Anwohnern „Thai-Park“ genannt wird. Ein vermeintlich deutsch-türkischer Akzent mit arabischen Einsprengseln wird zur etablierten Jugendsprache, und der Aufdruck eines Jutebeutels fragt: „Wieso redet Jörg wie Ali?“

Aber Migration gibt es nicht nur in Großstädten: Auch in Schwäbisch Gmünd, einer 50.000-Einwohner-Stadt in Ostwürttemberg, ist der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund hoch. Seit der Nachkriegszeit arbeiteten Menschen aus Italien und der Türkei in der örtlichen Industrie im Schichtdienst und blieben. Gmünd ist damit eine Migrationsstadt der ersten Stunde.

Und wie sieht es aus in Brandenburg oder dem ländlichen Niedersachsen? Oder in den Dörfern in Baden-Württemberg? Da denkt man eher an Sportvereine, Rinder und Seen, die Landkultur blieb lange weiß. Das zeigt sich auch wenige Kilometer von Gmünd entfernt in Rechberg. Der katholische Wallfahrtsort hat 1.300 Einwohner, die Alteingesessenen bleiben eher unter sich. Die türkischen, albanischen, polnischen und französischen Nachbarn sind nicht Teil der Dorfidentität und werden kaum wahrgenommen. Bis Zugezogene wirklich dazugehören, kann es schon mal drei Generationen dauern, und das galt schon für weiße, deutsche Kriegsflüchtlinge nach 1945. Die Aufregung war daher groß, als Rechberg im Jahr 2016 eine zehnköpfige Flüchtlingsfamilie zugewiesen wurde.

Zugewiesen heißt, dass die Stadt Gmünd eine Wohnung anmietete und das Integrationsamt die Familie dort einquartierte. Die Ortsvorsteherin von Rechberg hatte die Vermieterin der Wohnung dazu motiviert und einige Nachbarn versammelt, um die Familie in den kommenden Monaten zu begleiten. Den Mitgliedern bei Gängen auf Ämter zu helfen, bei Schulanmel-

dungen oder ihnen die deutsche Mülltrennung zu vermitteln. Die Familie kommt aus Syrien, die Kinder waren zwischen zwei und 20 Jahren alt. Der Vater fand eine halbe Zugstunde von Schwäbisch Gmünd entfernt eine Arbeitsstelle. Die ganze Familie profitiert bis heute stark von der nachbarschaftlichen Hilfe – ebenso wie die Menschen, die sie unterstützen. Sie sind selbst meist Zugezogene, die eine eher randständige Position im Dorf innehaben und bisher nur wenig untereinander vernetzt waren. Nun trinken plötzlich Menschen gemeinsam Kaffee, die jahrzehntelang nebeneinanderher gewohnt haben. Und ein stilles Ehepaar im Rentenalter wurde zum Knotenpunkt der Nachbarschaftshilfe. Nicht nur die Geflüchteten, auch Rechberg hat davon profitiert, dass Menschen mit Migrationshintergrund verstärkt in den ländlichen Raum zogen.

Bereits in den 1990ern wurden kleinen westdeutschen Gemeinden Russlanddeutsche und jüdische Kontingentflüchtlinge zugewiesen. Allerdings unterschieden sich die neuen Bewohner in ihrer Hautfarbe nicht von den Alteingesessenen. Das ist

heute anders, hinzu kommt die Sprachbarriere. In der märkischen Schweiz, östlich von Berlin, hört man jetzt nicht nur Deutsch, sondern auch Arabisch. Immigration nach Europa hat den ländlichen Raum erreicht. Und die neuen Bundesländer.

Dazu gehört auch die Gemeinde Golzow im Oderbruch. Der Strukturwandel und die demografischen Veränderungen bedrohen das Dorf: Von den 850 Einwohnern ziehen immer mehr weg, der Milchbetrieb musste vergangenes Jahr schließen, weitere 30 Arbeitsplätze gingen dadurch verloren. Junge Leute verlassen das Dorf, es gibt immer weniger Kinder. 2015 sah es so aus, als ob die erste Klasse in der Golzower Grundschule nicht mehr zustande käme – es fehlten zwei Anmeldungen. Deshalb bat Bürgermeister Frank Schütz die Behörden, Familien mit Kindern nach Golzow zu schicken – und wenige Wochen später wurde die erste von drei Familien im Dorf mit einem Blumenstrauß begrüßt. Zu Beginn des Schuljahres waren vier ihrer Kinder in der Schule, eines in der Kita – und die erste Klasse war gerettet. Die Ausweglosigkeit der Situation überzeugte zweifelndes Schulpersonal ebenso wie Eltern, die „als Kinder schon mal Hakenkreuze an die Bushaltestelle geschmiert haben“, berichtet die Schulleiterin Gabriela Thomas. Auch hier: eine Win-win-Situation, denn die Geflüchteten stammten selbst aus Dörfern. In Golzow konnten sie bei den Nachbarn im Garten mithelfen, bis sie selbst Schrebergärten anmieteten.

Auch die Gemeinde Amt Neuhaus in Niedersachsen hat mit den großen Entfernungen zu den Städten und dem Mangel an Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten zu kämpfen. Schon seit Jahren lebten immer wieder Geflüchtete in Amt Neuhaus, doch aufgrund der schlechten Chancen, einen Job zu finden, zog selbst die am besten verwurzelte Familie wieder weg. Heute kämen nur noch Selbstständige oder Rentner – Menschen mit einem gesicherten Lebensunterhalt, erzählt Bürgermeisterin Grit Richter.

Doch im Herbst 2015 wurde in einem Dorf der Gemeinde Amt Neuhaus eine Notunterkunft für bis zu 750 Geflüchtete eingerichtet – bisher hatten in dem Ort nur 102 Menschen gelebt. Das traf auf massiven Widerstand. Obwohl auf einer Bürgerversammlung große Ängste und Vorurteile geäußert wurden, setzte das niedersächsische Innenministerium das Vorhaben durch. Doch innerhalb weniger Monate konnte die schlechte Stimmung im Ort zum Positiven gewendet werden. Der Leiter der Unterkunft, die Bürgermeisterin und Ehrenamtliche forcierten die systematische Einbindung der Alteingesessenen und Geflüchteten, und es entstanden persönliche Kontakte. Als die Notunterkunft nach zwölf Monaten planmäßig geschlossen wurde, zogen fast alle Geflüchteten wieder weg – zum Bedauern vieler Einwohner.

Bei der Hilfe für die Zugewogenen lernen viele ihre alten Nachbarn kennen

„Die Gemeinde ist jetzt wieder in ihren Dornröschenschlaf zurückgefallen“, bedauert die Bürgermeisterin. Während Golzow es durch eine gute Bahnverbindung schaffte, Geflüchtete über einen längeren Zeitraum zu halten, fehlte in Amt Neuhaus schlicht die Infrastruktur. Dörfer ohne Busverbindung, Einkaufsmöglichkeiten oder Schulen laden nicht zum Bleiben ein.

Allerdings ist Amt Neuhaus in anderer Hinsicht exemplarisch. Die Gemeinde macht vor, wie durch eine intensive Zusammenarbeit

persönliche Beziehungen aufgebaut werden können: Der Leiter der Flüchtlingsunterkunft, die Bürgermeisterin und viele Ehrenamtliche veränderten durch ihre Arbeit die abweisende Stimmung im Ort. Und die örtliche Zivilgesellschaft – Vereine, Kirchengemeinden und Lehrer – zog mit. Die Gemeinden haben gezeigt, dass Geflüchtete kein Fremdkörper bleiben müssen. Im Gegenteil: Die aussterbenden Dörfer können durch einen arbeitsreichen Prozess der gegenseitigen Öffnung vernetzt und am Leben erhalten werden. Die Voraussetzung dafür ist, dass ein Bus fährt und dass man neuen Bewohnern das Gefühl gibt, erwünscht zu sein. Denn wer würde schon in ein Dorf ziehen, in dem sich niemand für einen interessiert? ←

Die Familie Taha: Vater Fadi, Mutter Halmia, Bourhan, 11, Kamala, 12, und Hamza, 5. Als sie 2015 von Syrien nach Deutschland kamen, zogen sie nach Golzow, einem kleinen Dorf in Brandenburg. Heute wohnen sie wenige Orte weiter, in Zechin





Ackern am rechten Rand

Germanische Namen,
Runen an der Haustür, ab
und zu ein Nazilied.
Auf dem Dorf fühlen sich
sogenannte völkische
Siedler wohl

Von
Marius Münstermann

→ Der Offenbarungseid erschien als ganzseitige Trauerbekundung in der Lokalzeitung: „Wir werden ihm das Denkmal setzen, das seine Feinde ihm verwehren wollen.“ Die Anzeige erschien 1987 anlässlich des Selbstmordes von Rudolf Heß, Hitlers Stellvertreter. „Die Familien, die diese Todesanzeige geschaltet hatten, waren uns bis dahin nicht als Rechte bekannt“, erinnert sich Olaf Meyer. Für Meyer war die Anzeige der Auftakt für langatmige Recherchen. Meyer ist Ende 40, er arbeitet in einer Obdachloseneinrichtung in Lüneburg. In seiner Freizeit schaut der selbst erklärte Antifaschist auf die Rechten in der Lüneburger Heide. Als Sprecher des Bündnisses Antifaschistische Aktion Lüneburg/Uelzen dokumentiert Meyer rechte Sonnenwendfeiern und andere heidnische Kulttreffen, die auf abgelegenen Höfen in geheimer Runde abgehalten werden. Er beobachtet eine Szene, die auf Verschwiegenheit bedacht ist. Meyer will dafür sorgen, dass ihre Akteure und ihr Weltbild öffentlich werden. Er sagt: „Die Lüneburger Heide ist die Schaltzentrale der völkischen Rechten.“

Immer mehr Rechtsextreme zieht es aufs Land. Raus aus dem Multikulti der Städte, zurück zur deutschen Scholle. Dort gründen sie Großfamilien, ihren Kindern geben sie germanische Namen wie Gudrun oder Siegfried. Gekleidet in Trachtengewänder oder Lodenanzüge üben sie sich in Selbstversorgung durch Ökolandbau, dazu pflegen sie ein patriarchales Familienbild: Die Väter als Familienoberhäupter arbeiten in Handwerksberufen, etwa als Dachdecker oder Schmied, die Mütter mit streng geflochtenen Zöpfen und langen Kleidern hüten die Kinder, manche arbeiten als Erzieherinnen oder Hebammen. Bezeichnet werden sie als völkische Siedler.

Der harmlos wirkende Lebensstil der völkischen Siedler müsse als gelebte Ideologie gedeutet werden, betont Marius Hellwig: Die Naturverbundenheit sei Ausdruck einer Blut-und-Boden-Ideologie, der Kinderreichtum diene dem „Erhalt der

weißen Rasse“ und der „Reinhaltung des Blutes“. Hellwig arbeitet für die Amadeu Antonio Stiftung, die eine Studie zur völkischen Szene veröffentlicht hat. Für Hellwig steht fest: „Völkischer Rechtsextremismus ist heute deutschlandweit verbreitet.“ Bundesweit hat die Stiftung 27 Orte ausgemacht, an denen völkische Rechte ansässig sind. Keine organisierte Massenbewegung, aber in der Tendenz steigend. Und: zunehmend vernetzt. „Zum Spektrum gehören Vereine, Verlage, Jugendbünde, Burschenschaften, Glaubensgemeinschaften beziehungsweise Sekten und völkische Sippen, die über Jahrzehnte ihr rechtsextremes Gedankengut von Generation zu Generation weitergeben.“

Das Bundesinnenministerium sieht ebenfalls die Gefahr, dass völkische Siedler ihre rassistische Ideologie verbreiten könnten, betont aber zugleich, dass nicht alle Siedler rechtsextremistisch seien. Wo wie viele Siedler leben und wie aktiv sie sind, werde nicht erhoben, da die Bewegung nicht vom Verfassungsschutz beobachtet wird.

Neben der meist strengen Erziehung zu Hause schicken viele völkische Familien ihren Nachwuchs in Zeltlager, in denen sie ideologisch geschult und militärisch gedrillt werden. In der Vergangenheit wurden solche Zeltlager von neonazistischen Jugendverbänden wie der verbotenen Wiking-Jugend oder ihrer ebenfalls verbotenen Nachfolgeorganisation, der Heimattreuen Deutschen Jugend, veranstaltet.

„Das sind größtenteils neonazistisch geprägte Rechtsextreme, die sich gezielt in strukturschwachen Regionen niederlassen, um möglichst ungestört ihr menschen- und demokratiefeindliches Weltbild leben und ihre Kinder in diesem Geiste erziehen zu können“, sagt Marius Hellwig. Die Bezeichnung Siedler sei jedoch nur in manchen Gegenden zutreffend, oft handele es sich vielmehr um alteingesessene Sippen. Und doch: Siedlertum, der Rückzug aufs Land, erfreue sich in weiten Kreisen der rechten Szene immer größerer Beliebtheit, erzählt Hellwig. Dass sich viele völkische Rechte in Mecklenburg-Vorpommern niederlassen, ist kein Zufall. Eine Keimzelle der Bewegung ist das mecklenburgische Dorf Koppelow, wo einst die sogenannten Artamanen siedelten. Der Bund Artam, gegründet 1926, war eine Bewegung mit völkischer, antisemitischer, bäuerlich-romantisierter Ausrichtung, die 1934 in die Hitlerjugend eingegliedert wurde. Die Ideologie der Artamanen ging im Nationalsozialismus auf, SS-Chef Heinrich Himmler und der Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß zählten zu ihren Anhängern.

In Hohnstorf im Landkreis Lüneburg wohnt Familie M. Das inzwischen verstorbene Familienoberhaupt war Erstunterzeichner der Todesanzeige für Rudolf Heß. Die Familie wohnt in einem rot verlinkerten Bauernhaus mit geschnitzten Pferdeköpfen im Giebel. Im Garten blühen Kirschbäume, dazwischen „der schönste Gemüsegarten im Dorf“, schwärmt Olaf Meyer. Landidylle. Doch Olaf Meyer kennt die Gesinnung der Familie. Im Vorgarten ruht ein Findling, darauf ein Wolfsangel-Zeichen, eine – vermeintlich germanische – Rune, die von den Nationalsozialisten als Abzeichen verwendet wurde. Es ist bis heute bei Neonazis beliebt und im Zusammenhang mit rechtsextremer Propaganda in Deutschland verboten. Zu

Für manche sind sie nur fleißige Bürger, doch andere haben Angst vor ihnen

Silvester schallte das Horst-Wessel-Lied vom Grundstück der Familie. Ein Nachbar erstattete Anzeige, denn das Kampflied der SA, verfasst vom Nationalsozialisten Horst Wessel, ist verboten. Außerdem würde auf dem Grundstück zu nazistischen Gedenktagen wie Hitlers Geburtstag oder dem Tag der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten die preußische Flagge gehisst.

Über die Jahre hat Olaf Meyer eine Reihe solch vielsagender Anekdoten archiviert. Da war etwa der Brand in einem alten reetgedeckten Haus, das seit Jahren von einer völkischen Familie bewohnt wird. Die Feuerwehr rettete

eine ganze Sammlung von Nazi-Kultobjekten vor den Flammen. Beim Wiederaufbau des Hauses halfen Mitglieder der völkischen Szene aus der ganzen Region fleißig mit. „Darum geht es“, schlussfolgert Olaf Meyer: „Die wollen eigene Strukturen aufbauen, autonom werden.“

Auf dem Land fällt die Szene durchaus auf – aber nicht sofort negativ. Eine völkische Familie sei sehr aktiv im Leichtathletikverein, andere engagierten sich bei der freiwilligen Feuerwehr. „Da fallen schon mal Äußerungen, bei denen man schlucken muss“, erzählt Meyer. „Aber du kannst hier auf dem Dorf nicht jeden rausschmeißen, sonst stehst du ganz schnell allein da.“ Viele würden das rechte Weltbild daher lieber ignorieren, um den Dorffrieden zu wahren. Für manche seien die völkischen Familien nur fleißige Mitbürger. Andere hätten Angst vor ihnen.

Bislang zeigten die rechten Siedler „keinerlei Interesse, öffentlich für ihr Anliegen zu werben“, berichtet Meyer. Die Veranstaltungen der Szene zur Feier ihres Kultes wurden im Geheimen organisiert. Eins der größten Netzwerktreffen der völkischen Rechten dokumentierte Meyer 2016 in einer Scheune in Edendorf. Hier kamen völkische Sippen aus ganz Norddeutschland zum Maitanz zusammen. Mit dabei: Mitglieder der rechtsextremen Identitären Bewegung und der NPD-Landeschef von Mecklenburg-Vorpommern.

Der Maitanz verdeutlicht, wie die sonst so zurückgezogen lebenden völkischen Siedler neuerdings die Nähe zu anderen rechten Milieus suchen, stellt Meyer fest. Bei einer AfD-Kundgebung in Hamburg tauchten 2015 erstmals ganze völkische Sippen in ihrer auffällig altertümlichen Kleidung auf. Bei einer Demo der rechtsradikalen Identitären tanzten sie in Trachten auf den Hamburger Landungsbrücken.

Olaf Meyer bereiten die neuen Verbindungen der völkischen Rechten Sorge: „Die warten seit Generationen auf die Rückkehr zum Tausendjährigen Reich.“ In der aktuellen Stimmung verspürten die völkischen Rechten Rückenwind, glaubt Meyer: „In der Szene denken offenbar viele: Die Zeit ist reif.“ Welches Selbstbild die Szene pflegt, schien bereits in der Todesanzeige zu Ehren Rudolf Heß' durch: „Wir sind vielleicht die Letzten von gestern, aber wir sind auch die Ersten von morgen.“ ◀

„Nischt zu tun und leicht einen sitzen“

Teil 5



Über die Dörfer mit unserem Reporter Bartholomäus von Laffert. Teil 5: Gadebusch, Mecklenburg-Vorpommern

→ „Der wilde Osten“ steht auf Tommis schwarzem Kapuzenpulli. Das Kulturzentrum KuT steht wie eine alte, mit linken und Anarcho-Stickern verzierte Bastion inmitten der Backsteinstadt. An der Fassade des einstigen Klärwerks ein hingepartyter Spiderman, der ruft: „Mehr Punk in der Provinz!“ Im Hinterhof steht ein Laternenmast, über dem Springerstiefel hängen. Der Legende nach sind es Stiefel verkloppter Nazis.

Um das offene Feuer herum stehen Männer zwischen Anfang 20 und Anfang 30, allesamt mit kurz geschorenen Haaren, in kurzen Hosen mit Band-Pullovers oder solchen von Hansa Rostock. Irgendwo auf dem Körper hat jeder einen

Anker tätowiert, sie trinken Köstritzer Bier. Das einzige Mädchen ist nur zu Besuch. Aus den Boxen schallert Feine Sahne Fischfilet: „Meine ganze Generation / Jeder hier kennt die Frage schon / In Dauerschleife diese Zeilen / Gehen oder bleiben!“

Hein ist geblieben und Tommi und Tommis Bruder Jesse und Paul. „Wennde willst, findeste hier Arbeit“, sagt Hein. „Wennde keine Ansprüche hast.“ Er hat das KuT vor 20 Jahren mit erschaffen. Außer dem KuT gibt's in Gadebusch nur mehr einen Rewe und eine Aral-Tanke, vor der sich die Jugendlichen betrinken, seit die Hafenbar dichtgemacht hat. „Wenn ich Langeweile hab, kann ich immer ins KuT kommen, und jemand ist da“, sagt Tommi, der als Trockenbauer arbeitet. „Nischt zu tun und leicht einen sitzen – und das am besten noch in Gade-

busch“, sagt sein kleiner Bruder Jesse und kloppt ihm auf die Schulter.

„Wo nichts ist“, sagt Paul, Facharbeiter für Lagerlogistik, „da kannste Neues erschaffen, wennde die richtigen Leute dazu hast.“ Er, der wegen seines kaputten Knies selbst nicht mehr spielen kann, hat im Nachbarkaff Brüsewitz eine neue Fußballmannschaft zusammengestellt. Und obendrein eine Ultra-Gruppe geschaffen, die jedes Spiel mit 20 Mann begleitet. Es ist so, wie Flori aus Sachsen-Anhalt es erzählt: Für die jungen Osis ist der Osten mehr als ein brauner Matsch aus Nazis, Arbeits- und Perspektivlosigkeit, sondern vielmehr fruchtbare Erde, die Möglichkeit auf Neuanfang.

Und doch bekomme ich in Gadebusch wieder so ein Gefühl, das mich meine komplette Reise von Bayern bis an die Ostsee begleitet: Land ist etwas zutiefst Maskulines. Von denen, die fortgehen, kommen nur die Männer zurück. Es sind die Männer, die erben, die Männer, die sich kloppen, die Männer, die Fußbällen hinterhergrölen, die Männer, die saufen, als wäre das eine olympische Disziplin.

Frauen? „Die haben sich nach dem Abschluss alle verpisst“, sagt Paul. „Die sind alle in die Stadt, wollten was aus sich machen.“ Dann verabschiedet er sich. Brüsewitz spielt morgen Mittag gegen den Poeler SV – und Paul muss früh raus, die Torlinien kreiden. ←

Filme, Bilder und Artikel
auf fluter.de



Landgrabbing

Es gibt Staaten, die haben zu wenig Land, um ihre Bevölkerung zu ernähren. Daher kaufen sie große Flächen in anderen Staaten. Dasselbe machen Unternehmen, die mit Rohstoffen und Agrarprodukten spekulieren, um damit hohe Gewinne zu machen. In den betroffenen Ländern führt das zu erheblichen Problemen. Bauern werden vertrieben, Nahrung vor Ort wird knapper. In Südostasien wird dieser sogenannte Landraub im großen Stil betrieben. In Myanmar, Laos, Vietnam und Kambodscha wurden umfangreiche Landkonzessionen und Landpachten für ausländische und nationale Unternehmen genehmigt. Landbesitz und Nutzungsrechte der lokalen Bevölkerung, insbesondere von ethnischen Minderheiten, werden hierbei übergangen. Unsere Reporter waren vor Ort und haben einen Film gedreht.

Gegen den Strom

Die Energiewende macht es nötig: Der an der Nordsee in rauen Mengen durch Windkraft produzierte Strom muss irgendwie in die industriereichen Regionen in der Mitte und im Süden Deutschlands transportiert werden. Geplant ist eine gigantische Trasse durch ländliche Regionen, die wegen des großen Protests inzwischen zu einem großen Teil unter der Erde verlegt werden soll. Doch auch dagegen formiert sich weiterhin Widerstand. Wir haben eine Reihe von Bürgerinitiativen besucht.

Vorschau

Wenn es nichts kostet, bist du das Produkt. Diese Weisheit basiert auf der Erfahrung mit Konzernen wie Facebook oder Google, die mit den Daten ihrer Nutzer Geschäfte machen. Die Infos über persönliche Vorlieben, der Verlauf der besuchten Websites – das alles landet bei Werbetreibenden und manchmal auch bei dubiosen Unternehmen, die versuchen, damit politisch Einfluss zu nehmen, wie im Fall des Datenlecks bei Facebook. Dabei können Daten ja durchaus positiv verwendet werden, etwa wenn Journalisten Skandale aufdecken oder der Verkehr besser gesteuert wird, um CO2 zu sparen. Die spannende Frage ist: Wie können die Daten der Allgemeinheit nützen und nicht nur großen Konzernen, deren Gewinne auf der Verwertung von persönlichen Infos basieren. Damit beschäftigen wir uns in der nächsten Ausgabe zum Thema Daten. Bis dann!

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 67, Thema Land, Sommer 2018
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Trine Skraastad

Artdirektion und Design

zmyk/Jan Spading

Design und Lithografie

zmyk/Oliver Griep

Mitarbeit

Simone Ahrweiler, Fabian Dietrich, Arno Frank, Sabrina Gaisbauer, Vinzenz Hoke, Johannes Laubmeier, Julia Lauter, Götz Lehmann, Marius Münstermann, Bartholomäus von Laffert, Nicolas Rose, Niklas Prenzel, Natascha Roshani, Annett Scheffel, Florian Sievers

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Korrektur

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/30 02 30-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Sämtliche Illustrationen sind von GOLDEN COSMOS/2 agenten
Cover Anna Tiessen; S. 2 Daniel Beltrá, courtesy of Catherine Edelman Gallery, Chicago; S. 3 Julia Autz; S. 4 Privat, Enver Hirsch; S. 5-7 Moritz Jekat; S. 13 Harald Zigan; S. 14-15 Gordon Welters/laif; S. 16 Jonas Wresch; S. 18-19 Privat; S. 21 Enver Hirsch; S. 22-25 Christian Protte; S. 28-29 Achim Mülthaupt/laif; S. 30 Enver Hirsch; S. 32 Brian Finke/Gallery Stock; S. 35 Lea Meienberg/13 Photo; S. 36 Benne Ochs; S. 38-40 Jörg Brüggemann/Ostkreuz; S. 43 Wikus de Wet/AFP/Getty Images; S. 45 Jacobia Dahm; S. 50 Nathalie Pfeiffer

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten finden Sie hier:
www.fluter.de/datenschutz



Wie vernetztlich bist du?

TIMER 18 – 19

**Jetzt
bestellen!**
bpb.de/timer



**Der Timer 2018/2019 –
Notizkalender für das ganze Schuljahr**

Spannendes zum Themenschwerpunkt Netze und Platz
für Hausaufgaben, Notizen und Termine – auf 160 Seiten
im kompakten DIN-A5-Format. Erhältlich als Soft- und
Hardcover. Im Klassensatz besonders günstig!

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an
meinzimmer@flutter.de

